



6. Heft | 25. März 1909

WILHELM SCHRÖDER · POLITISCHE PRÜGEL- PÄDAGOGIK



ECHE Pädagogik strebt einem erhabenen Ziel zu: die besten Schüler dahin zu bringen, dass sie ihren Schulmeister verprügeln. Nur eine Elite gelangt zu dieser erstrebenswerten Tüchtigkeit; das Mittelgut begnügt sich damit auf des Meisters Worte zu schwören. Dass leider immer noch viel zu wenige auserwählt sind, ist um so seltsamer und bedauerlicher als unterschiedslos alle Pädagogik, gute und schlechte, rückständige und vorgeschrittene, auf das gekennzeichnete Ziel lossteuert. Die gute bewusst, die schlechte unbewusst und wider Willen, aber vielleicht mit einem viel grössern Erfolg als jene. Denn das ist ja die herrliche Freude, die der Menschheit durch die tüchtigsten Schüler bereitet wird, dass diese das Gegenteil dessen tun, zu dem sie erzogen worden sind. In Zeiten der Sättigung, wo es darauf ankommt gierig verschlungene Bissen gemächlich zu verdauen, erlebt man diese Freude seltener als in unsern Tagen, wo die unzufriedene Welt nach neuer Speise hungert, wo neue Gedanken alleweile auf dem Markt ihre Käufer finden, und das Publikum nur den entsetzlich grossen Restbeständen altbackener Fladen respektvoll aus dem Wege geht. Aber die Bäcker dieser unverdaulichen Kost sind grausam. Ihre Existenz hängt davon ab, dass die Ware unter die Leute kommt, doch die Leute wollen sie nicht. Da werden denn armen, wehrlosen Kindern die Zähne aufgebrochen, und Tag für Tag müssen sie in der Schule hinunterwürgen, was selbst der erwachsene Philister ungeniessbar findet. Eine rücksichtslose Orthodoxie verkündet mit dreister Stirn den Knaben und Mädchen der Volksschule, dass alle Wunder und Sagen, von denen das ehrwürdige Bibelbuch berichtet, wörtlich zu nehmende Wahrheit, kurzum *Gottes Wort* seien. Und die selbe Orthodoxie müht sich tagaus tagein den armen Kleinen zu beweisen, dass Deutschland im allgemeinen und Preussen im besonderen nicht so sehr seiner eigenen Tüchtigkeit als vielmehr einigen wunderbar begnadeten Geschlechtern Grösse und Ansehen zu verdanken habe.

Ist es bei solchem Treiben ein Wunder, wenn die guten, mit einem gesunden, sittlichen Kern ins Leben tretenden Schüler schleunigst alle Lehren der Schule als unwahren Wust von sich werfen und mit ganzem Herzen und Gemüt ehrliche

Sozialdemokraten werden? Druck erzeugt Gegendruck. Wer die Schule mit dem begrifflichen Widerwillen gegen ihre Unwahrheiten verlassen hat, ist nur zu sehr geneigt sich aller ihm dort aufgedrungenen Gaben zu entledigen. Er prüft nicht lange, ob nicht doch in der Christenlehre manches Körnlein lauterem Goldes steckt, und ob ein Mann von der Art Friedrichs II. nicht auch für einen in einem freien Lande aufgewachsenen Menschen ein beachtenswertes Problem ist. Diese Wirkung der preussischen Fuchtel bringt nun die Leute, die verdammt sind sie zu handhaben, in immer ärgere Angst. Jedes neue Hunderttausend sozialdemokratischer Stimmen verleitet die Interessenten: politischer Rechtgläubigkeit dazu nur um so aufdringlicher mit Lehren und Anschauungen zu hausieren, die schliesslich selbst kein Kind mehr für bare Münze nimmt. Für die geistigen Prügel, die ihr die Intelligenz appliziert, rächt sich die politische und wissenschaftliche Orthodoxie in ihrer Verbissenheit durch eine um so energischere Handhabung des realen Bakels; kurz, wir sehen die Mächte der Finsternis um so unverständiger ihres Amtes walten, je mehr sie im Kampf wider den heranrückenden Feind ihrer Ohnmacht inne werden.

Aus diesem Schauspiel sollten politische Parteien lernen. Auch sie sind Wandlungen unterworfen, und zwar in einem um so grösseren Masse, je mehr sie die Zukunft für sich haben. Vor allem gilt dies für die Sozialdemokratie, die mehr ist als eine politische Partei, die mit berechtigtem Selbstbewusstsein darauf verweist, dass seit den Römertagen, da das Christentum die Welt umwandelte, noch keine Geistesströmung wieder aufgetaucht ist, auf die die Menschheit so grosse Hoffnungen setzte wie auf die sozialistische. Die Parallelen der Wandlungen liegen auf der Hand. Zuerst die absolute Verneinung aller in der Gesellschaft massgebenden Anschauungen. Was besteht, ist Teufelsblendwerk; schon die Berührung mit der alten Welt macht im Grunde unrein. Auch die Vertreter der Wissenschaft verdienen keine Ausnahme; Charlatanerie ist für ihr Tun und Treiben der gangbare Ausdruck. Dann wächst langsam und im steten Kampf mit orthodoxen Widerständen die Erkenntnis, dass noch bei keinem Siege neuer Ideen die Freude ganz ungemischt sein konnte. Es erwies sich bei aller Todesreife alter Weltanschauungen doch so manches an ihnen als widerstandskräftig, dass der Überwinder sich wohl oder übel in einem Kompromiss mit ihnen abfinden musste, wollte er seine Herrschaft zur gegebenen Stunde etablieren. Doch diese Erwägungen nüchterner Klugheit waren nicht allein ausschlaggebend. Es erwies sich weiter, dass es barbarisch war alle alten Götterstandbilder zu zertrümmern. Und Cato ist zwar ein alter Heide, nimmt aber doch als Torhüter des christlichen Paradieses eine würdige Stellung ein.

Torheit sich einzubilden, dass nicht auch dem Sozialismus ein Erdenrest peinlich zu tragen bleibt. Das kann er gleich dem Christentum mit ziemlicher Seelenruhe, ohne dass er am Ende des grossen Kampfes sich das Zeugnis zu versagen brauchte dennoch zum Nutzen der Menschheit die Welt von Grund aus umgestaltet zu haben. Aber bevor die Erkenntnis sich Raum geschafft, dass auch wir nur staubgeboren sind, wird in unsern Reihen noch manches Konzil abgehalten werden, das den Frevlern am reinen Gotteswort die Stubenreinheit abspricht.

Solche Wahrung des Vermächtnisses unserer grossen Meister geschah bislang, sagen wir einmal, auf theoretischer Basis. Gewiss lassen sich Erscheinungen

anführen, die nicht jedem als Lichtpunkte in der Parteigeschichte einleuchten. *Dresden* war ein bedauerlicher Versuch die Revisionisten mit einem besonderen Makel zu behaften. Aber durchweg galt trotz aller Meinungsverschiedenheiten für uns das schöne Wort, dass in unseres Vaters Hause viele Wohnungen sind. Wer das sozialdemokratische Programm in seinen Grundzügen anerkennt und der Partei gegenüber seine Pflichten erfüllt, gilt auch als Sozialdemokrat. Man kann ferner den in der Partei auf besonders verantwortungsvollem Posten stehenden Personen nicht das ehrenvolle Zeugnis versagen, dass sie gerecht und in kluger Einsicht ihres Amtes walten, und die Wünsche der einen oder andern Richtung zu dienen unbefriedigt lassen. Nehmen wir als Beispiel eine der neueren Einrichtungen der Partei: die Parteischule. Mancher, der mit mir die Wahrheit des in der Einleitung dieser Betrachtungen aufgestellten Grundsatzes anerkennt, wird bei der Gründung dieses wichtigen Unternehmens seine Separatwünsche gehabt haben. Was lag für einen Anhänger der revisionistischen Richtung näher als die stille Hoffnung, dass die Parteischule möglichst den Anhängern der radikalen Richtung als Pflanzstätte ihrer Anschauungen dienen möchte? Etwaiges Durchschnittsgut unter den Schülern, das bibelfest die Lehren der Meister nachbetet, hätte der Revisionismus mit Vergnügen den Anhängern der radikalen Richtung überlassen. Dafür hätte er aber die sichere Gewähr gehabt, dass die Tüchtigsten die Schule mit dem festen Willen verlassen das ihnen beigebrachte Wissen nachdenklich zu prüfen und es, wenn nötig, der gebührenden Revision zu unterziehen, kurzum: bei guter Gelegenheit den Schulmeister zu prügeln. Nach allem jedoch, was ich bisher vom Wirken der Parteischule vernommen habe, hüthen sich die dort tätigen Lehrer peinlich für die Farbe, zu der sie sich in den inneren Kämpfen der Partei bekennen, auch im Unterricht Propaganda zu machen. Es ist gut so, und dankbar ist anzuerkennen, dass die Parteischule von dem Pflichtgefühl aus geleitet ist theoretisches und praktisches Wissen rein für den Geisteskampf mit den Vertretern der bürgerlichen Weltanschauung zu liefern, und dass ihre Lehrer in die Schüler das Vertrauen setzen, diese würden sich des rechten Weges wohl bewusst sein.

Von diesen guten Grundsätzen der Duldsamkeit ist man bei der Formulierung des am 19. Februar im *Vorwärts* veröffentlichten Entwurfs zu einem neuen Organisationsstatut der Partei abgewichen. Mehr aber noch bei der Kritik des Entwurfs. Julius Bruhns hat bereits in dieser Zeitschrift mit ausgezeichnete Sachlichkeit auf die Gefahren hingewiesen, die die Annahme der Bestimmungen über den Ausschluss aus der Partei mit sich bringen kann.¹⁾ Wie seinen Ausführungen über die von der Kommission beliebte Fassung, so stimme ich selbstverständlich erst recht seinem Hinweis auf die Bedenken zu, die die befürwortete Streichung der Worte erwecken muss, dass immerhin nur die bewusste Schädigung der Parteiinteressen mit Exkommunizierung bestraft werden soll. Mit Recht sind diese Bestimmungen *Kautschuk* genannt worden, die sich nach dem Willen der zufällig massgebenden Mehrheit dehnen lassen. Wenn ich mir nun doch gestatte den Worten Bruhns' noch einiges hinzuzufügen, so geschieht dies im Hinblick auf die Schäden, die der Masse aus einer polizistischen Handhabung verschärfter Anschlussbestimmungen erwachsen müssen.

¹⁾ Siehe Bruhns *Der Entwurf eines neuen Organisationsstatuts für die sozialdemokratische Partei* in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 277 ff.

Das Misswollen, mit dem die konservativ gesinnten Parteigenossen den Anhängern der revisionistischen Richtung oft begegnen, wäre weniger intensiv, wenn die konservative alias *radikale* Richtung in der Partei nicht guten Grund zu der Annahme hätte, dass die revisionistische Richtung, mag die Torheit der preussischen Regierung auch noch so sehr den *Radikalismus* in der Sozialdemokratie begünstigen, doch mehr und mehr die Massen *verseucht*. Jedes neue Zehntausend, das von den Gewerkschaften an Mitgliedern gewonnen wird, jede neu gegründete Konsumgenossenschaft, jede neue Position in der Gemeindevertretung, kurzum, jede Notwendigkeit durch praktisches Wirken den Gegenwartsstaat und die bürgerliche Gesellschaft zu unterminieren ist Wasser auf der Mühle jener Richtung in der Partei, die sich im ehrenvollen Kampf gegen überlieferte Anschauungen nun einmal den Namen der revisionistischen erworben hat. Ich will nicht weiter auseinandersetzen, dass in diesem einzig möglichen Sinne selbst zahlreiche Parteigenossen, die sich mit Eifer *radikal* nennen, schon mit beiden Füßen auf revisionistischem Boden stehen. Aber unbestreitbar ist wohl, dass die vorwiegend praktische Betätigung es ist, die die Revision mancher *Grundbegriffe* der Partei in die Wege geleitet hat, und die zum Leidwesen der konservativen Richtung nicht das unverrückbare Ziel, wohl aber die Wege zum Ziel sich anders wählt als es nach ursprünglicher *unverfälschter* Ansicht bestimmt war. Es ging nun einmal nicht anders: auch bei uns musste der tüchtige Schüler den Schulmeister prügeln; eine Sache, die unangenehm empfunden wird und manchen Schulmeister nebst dessen Anhang unwillig und nervös macht. Man sinnt auf Abhilfe und verfällt auf den Gedanken einen Galgen aufzubauen. Beileibe nicht, dass Tag für Tag ein Rabenfrass daran baumeln soll. Wir sind ja alle Brüder, und daher darf der Galgen, solange es irgend angeht, leer stehen. Aber sein Anblick wird nach konservativer Ansicht schon erzieherisch wirken und manchen, der nicht übel Lust hätte *wiederholt die Parteiinteressen zu schädigen*, von solch sündigem Vorhaben abhalten. Es liegt Gemüt in solchem Kalkül; aber das Register hat ein Loch. Noch hat kein Schreckmittel vorwitzige Geister vom gemeingefährlichen Treiben, von gesellschaftsfeindlichen, staatsgefährlichen Umtrieben abzuhalten vermocht. Zum Heil der Menschheit war im Gegenteil jedes scharfe Regiment nur ein um so schärferer Anreiz des Galgens zu spotten und bei seinem Anblick mit bitteren Worten zu sagen, was man ohne den Ärger ob des possierlichen Warnungsinstruments mit objektiver Sachlichkeit verkündet hätte.

Ja, wird man antworten, das gilt für das Staatswesen, dem jedermann durch Zwang angehört, wohingegen die Zugehörigkeit zu einer Partei auf freiwilliger Entschliessung beruht. Ich will ausser betracht lassen, dass auch in der Sozialdemokratie weder die orthodoxe noch die revisionistische Richtung irgend ein Anrecht auf Monopolstellung hat, und dass bei aller Anerkennung der durch unser Programm ausgedrückten Grundsätze der Partei es nicht allein ein unveräusserliches Menschenrecht sondern verdammte Pflicht und Schuldigkeit jedes Parteigenossen ist darüber nachzudenken, ob bestimmte Sätze des Programms nach 18jährigem Bestand noch die alte Kraft besitzen, oder ob sie nicht durch schärfere Formulierung ergänzt werden müssten. Ganz davon zu schweigen, dass über neue Wege zum Ziel erst recht ernsthaft diskutiert werden sollte. Von solcher Erörterung, die nun einmal in jeder Partei und in jedem Staatswesen den Anhängern des Alten ein Gräuel ist, bis zur wiederhol-

ten bewussten oder unbewussten Schädigung der Parteiinteressen ist nur ein Schritt. Doch ich will die törichte Anmassung, die in neuen, revisionistischen Anschauungen etwas Minderwertiges sieht, gleichfalls völlig ausser Spiel lassen. Viel wichtiger ist es der engen, durch und durch unsozialistischen Anschauung entgegen zu treten, dass die Zugehörigkeit zu einer Partei etwas ebenso Freiwilliges sei wie die Zugehörigkeit zu einem Kegelklub. Tausend Fäden ziehen den Angehörigen einer bestimmten Gesellschaftsschicht zu der Partei hin, die die Interessen dieser Schicht im öffentlichen Leben vertritt; und sein Ausschluss aus der Partei käme dem Ausschluss aus der Gesellschaft gleich. Gilt das schon mehr oder weniger für den einfachen Soldaten der Partei, um wie viel mehr dann für jemand, der es zum Offizier, zum Führer, gebracht hat und daher, selbst wenn er keine Beamtenstellung in der Partei einnimmt, doch auch in materieller Hinsicht durchaus mit ihr verwachsen ist. Wer von diesen Leuten über neue Wege zum Ziel nachsinnt, wer, und sei es selbst im Über-eifer, prüft, ob alle Brücken noch halten, ist wahrlich nicht der Schlechteste. Es war bislang der Stolz der Partei, dass sie diesen Leuten keine Steine in den Weg legte; mochte auch im Eifer des Meinungskampfes zuweilen ein heftiges Wort fallen und die hässliche Ansicht laut werden, dass dieser und jener Neuerer der Partei von Schaden sei. Solches Zelotentum vergass man, vor allem in der grossen Masse. Jetzt aber soll der Galgen errichtet werden, soll ein Parteigenosse, der durch nörgelnde Neuerungssucht *Parteiinteressen schädigt*, stets die Möglichkeit des politischen Todes vor Augen haben. Es wird zur Ehre solcher mit Ausschluss bedrohten Parteigenossen anzunehmen sein, dass sie dennoch und, wie gesagt, sogar schärfer als sonst verkünden, was sie für ihre ehrliche Meinung halten. Sie verdienten ja nicht den Ehrennamen eines Sozialdemokraten, wenn sie in Erwägung ihres materiellen Wohl und Wehes auch nur einen Augenblick zauderten. Praktischen Nutzen im Sinne der Orthodoxie hat der von der Kommission beschlossene Zusatz zu den Ausschlussbestimmungen also wahrscheinlich nicht. Es sei denn, man betrachtete es als einen Nutzen, dass fortan etwa die Meinungen schärfer aufeinanderplatzen als bisher, weil doch niemand, der eine vom Hergebrachten abweichende Meinung vertritt, den hässlichen Verdacht aufkommen lassen möchte, dass er sich durch den Anblick des Galgens in der Kundgebung seiner wahren Gesinnung beirren liesse. Wohl aber darf man gestehen, dass der Zusatz im Parteistatut durch die hier angedeutete Wirkung eine Schädigung auf die Massen ausübt, weil sie auch diesen die moralische Pflicht auferlegt schärfer als bisher für oder wider den Inkulpaten Partei zu ergreifen. Statt Parteistreitigkeiten zu verhindern ist die von der Kommission eingefügte Bestimmung ein Anreiz zu Krakeelereien und Ketzengerichten und somit ein Wegweiser zu der bislang nur von unsern Feinden herbeigesehnten Spaltung in der Partei. Und zu welchem Zweck? Ja, wenn wirklich grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten über das Ziel der Partei beständen! In solchem Fall könnte man wohl mit einigem Recht sagen, dass die Trennung je schärfer, je besser sei. Aber die deutsche Sozialdemokratie ist eins im Ziel und eins im Kampf nach aussen; und Meinungsverschiedenheiten bestehen nur, wie sie seit je bestanden, über den besten und praktischsten Weg zum Ziel sowie über die Zeitdauer, in der sich das Ziel erreichen lässt. Und um deswillen ein Galgen?

Die Partei hat sich entwickelt und wird sich einzig weiter entwickeln, wenn,

wie bisher, keine Schranke den Austausch der Meinungen, das Aufkeimen neuer Ideen hindert. Das sollten auch die Schulmeister und ihr Anhang unter uns einsehen. Gewiss, Prügel sind schmerzhaft. Und es gibt, je nach dem Standpunkt, keinen empörenderen und keinen in seiner Komik befriedigenderen Anblick, als wenn der Schüler den Lehrer verprügelt. Aber wenn der Lehrer geschicht ist, findet er sich als Philosoph mit diesem Übel ab. Hat er doch den Trost, dass auch einst für den Jungen die Stunde schlägt. Man hat es mit dem landläufigen Schulmeisterschicksal zu tun, das allemal weit ehrenvoller ist als die Handhabung des Bakels beim Unterricht wehrloser Knaben. Diesem Schulmeisterschicksal aber durch Errichtung eines Galgens zu wehren, das sollten wir den preussischen Interessenten der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung überlassen.

XX

KARL LEUTHNER · DAS SERBISCHE PROBLEM



EINAHE komisch scheint der serbisch-österreichische Konflikt, betrachtet man den Unterschied der Grösse und Macht der Gegner. Da nun dieser Streit aber doch Europa seit Monaten in Atem hält und wieder und wieder das Schreckensbild eines allgemeinen Krieges auftauchen lässt, kann man sich wohl nicht mehr damit begnügen seine Ursache in dem Ehrgeiz und in den Verlegenheiten einiger korrupten und vom Bankerott bedrohten serbischen Politiker oder in der verwahrlosten Erziehung des Kronprinzen Georg zu suchen. Vielmehr wird der Kontrast der Machtverhältnisse selbst zum Problem, und die Frage muss lauten, was es wohl sei, das die 2700000 Serben des Königreichs mit dem an Fieberwahn gemahnenden Gedanken erfüllt gegen das 50 Millionen-Reich der Habsburger zum Kriege zu rüsten, das sie wagen lässt Herausforderung auf Herausforderung folgen zu lassen, und das in der Brust jedes Serben die unerschütterliche Überzeugung stiftet, wenn nicht heute und nicht morgen, so einmal doch gewiss den serbischen *Einheitsstaat*, das Grossserbien, zu erkämpfen, der buchstäblich aus dem Leibe Österreichs und Ungarns herausgeschnitten werden müsste.

Man braucht freilich bloss an die Befreiungskriege Italiens gegen Österreich zu denken, wo, wenn auch mit anderen Kräften, so doch aus ähnlichen Grundmotiven gekämpft wurde, und man hat die Erklärung an der Hand. Das Selbstverständliche bedarf nur deshalb der Begründung, weil es viel Torheit und Unwissenheit gibt, die sich ihm verschliessen. Bewusstvolle, wie sie der österreichische Patriotismus zur Schau trägt, der seinen Vorteil dabei findet über den an der Oberfläche mitspielenden Beweggründen der chauvinistischen Demagogie, des Offiziers Ehrgeizes und der Parteikorruption die tiefsten treibenden Kräfte zu vergessen. Dann die unbewusste jener Beklagenswerten, die mit kosmopolitischen Atavismen behaftet, als Bürger des 18. Jahrhunderts verurteilt sind im 20. zu leben. Wo diese Nationales in Kraft und Wirksamkeit sehen, geraten sie in den Zustand der Frommen, denen man die Widersprüche der Evangelien vorhält. Nur sind ihre Harmonisierungskünste weit einfacherer Natur. Die nationale Idee und alles das, dem sie zum bewussten Ausdruck dient, gemeinsame Sprache und Sitte, gemeinsame geschichtliche Erinnerungen, gemeinsamer Kulturbesitz, gemeinsamer Stil des Lebens und Denkens, sind bloss Mumpitz, sind täuschende Parolen, mit denen die Habsucht der Kontors die

staatlich zersplitterten Glieder eines Stammes in den Kampf um den grossen Markt schickt. Wenn jedoch die wirtschaftliche Entwicklung nicht viel über Null, und die nationale Raserei dennoch auf dem Siedepunkt steht, wie in Serbien? Sollte das ein Widerspruch sein? Allenfalls könnte man zugeben, dass der ohnedies angefaulte Auskehricht der menschlichen Gesellschaft, der mit dem beschönigenden Fremdwort *Intelligenz* bezeichnet wird, echte nationale Empfindungen trage; doch der Bauer als arbeitsamer Mensch hat nahrhaftere Ideale, der Demiurg seiner Welt, der wirklichen wie der erträumten, ist das Schwein. Wenn die Erinnerung an das serbische *Kaisertum*, das 1389 unter den Streichen des Krummsäbels erlag, nicht verbleichen, wenn die Hoffnung die in 5 Staaten zerstreuten Söhne des serbischen Volkes in einen Einheitsstaat zu sammeln aus den Seelen nicht schwinden will, so ist dies lediglich den veterinärpolizeilichen Quälereien an der österreichischen Grenze zuzurechnen. Der gross-serbische Wahn ist nichts als die ideologische Widerspiegelung des unverkäuflichen serbischen Borstenviehs. Hebt die Schlagbäume, und die Saiten der Gusla zerspringen, die Lichtgestalt Stefan Duschans des Mächtigen verschwebt, der glutvolle serbische, bosnische und dalmatinische Jüngling weiss nichts mehr vom blutgetränkten Ansefeld sondern flötet zärtlich ein kulturvollfriedsames *Viens poupoulé*. Wenn der Nationalismus und der Einheitsdrang der Kulturvölker nur die prahlende Etikette verwertungslustiger Manufakturen war, so ist die glühende Liebe zum eigenen Volk auf dem Balkan ein Nebenprodukt der Fleischausschrotung.

Vielleicht. Jedenfalls möchte ich, wie immer wägend mit gerechten Händen, dem Schwein seinen Anteil an der Weltgeschichte nicht verkümmern. Unzweifelhaft verflochten sich belangreiche wirtschaftliche Interessen in das Gewebe der serbischen Frage. Ein Blick auf die Karte belehrt darüber, was, auch bloss handelspolitisch betrachtet, die österreichisch-ungarische Herrschaft in Bosnien für die serbische Unabhängigkeit bedeutet. Professor Jowan Zwijie sagt in seiner Schrift über die Annexion Bosniens an einer in Wladen George-wie' *Serbischer Frage* zitierten Stelle:

»Selbst das Vasallenfürstentum Serbien war in seinen Handelsbeziehungen auf Österreich-Ungarn angewiesen, aber damals, als ein integrierender Teil des grossen türkischen Reiches, hat Serbien mit der ganzen Türkei lebhaften Handel geführt. . . . In Europa gibt es keinen Staat, der so wie Serbien umzingelt und ökonomisch verhaftet wäre wie gerade Serbien nach dem Berliner Verträge.«

Zwijie führt stark übertreibend sogar die inneren Parteikämpfe, für die er gerne den bösen Nachbar verantwortlich machen möchte, auf diese geographische und ökonomische Einengung zurück und sagt:

»Schliesslich habe man entscheidende Schritte tun müssen, um die ökonomische Emanzipation von Österreich-Ungarn zu erlangen. Die unmittelbare Ursache dazu war, dass Österreich-Ungarn, welches bis vor 12 Jahren dem serbischen Export keine grossen Schwierigkeiten machte, somit die nördliche Grenze Serbiens, das einzige ökonomische Ausgangstor des Landes, nach dem Berliner Kongress nicht gesperrt hatte, auf einmal die Ausfuhr des Hornviehs und der Schweine aus Serbien nach Österreich-Ungarn zu verbieten begann. Es kam zum Zollkrieg zwischen Österreich-Ungarn und Serbien, welcher 2½ Jahre dauerte. Die trockenen Pflaumen und das Korn mussten hauptsächlich auf der Donau nach dem Schwarzen Meer expediert werden. Dieser Export stiess sofort auf die hohen Durchfuhrtaxen am Eisernen Tore. Der Berliner Kongress hatte die Regulierung an Österreich-Ungarn und dieses sie an Ungarn abgetreten, welches diese Regulierung sehr schlecht ausfuhrte und sehr hohe Taxen für die Durchfuhr auferlegte. . . . Noch schlechter erging es Serbien mit seiner Ausfuhr des lebenden Viehes. Dieses konnte nur mittels Bahn über Saloniki verfrachtet werden. . . .

und langte auf den italienischen Märkten nach einer Reise von 18 bis 20 Tagen an. Hierzu kommt, dass die einzige Eisenbahn zwischen der serbischen Grenze und Saloniki unter einer österreichischen Administration steht, und dass die Tarife sehr hoch sind. Als dann Österreich-Ungarn endlich wieder einen Handelsvertrag mit Serbien abschloss, waren die Bedingungen, unter denen die Einfuhr gestattet wurde, bis zur Lächerlichkeit engherzig. Diese Klagen über die ökonomische Umzingelung durch Österreich-Ungarn wiederholen sich in allen Äusserungen serbischer Redner und Blätter. Und wunderbar wär's, wenn es anders wäre, aber noch wunderbarer, wenn jemand dies so misshören könnte, als läge der eigentliche Gefühlston der Beschwerde auf den wirtschaftlichen Beeinträchtigungen. Im Gegenteil, diese dienen recht eigentlich als Mittel zur Veranschaulichung der politischen Abhängigkeit, des aus der nationalen Zerstückelung erfließenden Elends. Wie die beiden Grössen *Ökonomisch* und *National* sich hierbei im Empfinden der Serben verhalten, darüber geben sie ganz unmissverständlich Auskunft. Bezeichnet es doch die Schärfe des Konflikts, dass die serbische Regierung jede Verquickung wirtschaftlicher Zugeständnisse und nationaler Forderungen mit Hohn zurückweist. Für eine Eisenbahn, für günstige Tarife verkaufen wir unsere höchsten Hoffnungen nicht: das ist der ständige Schlussreim aller der Erwidierungen, die Forgachs Anerbieten über die Fortdauer des Handelsvertrags zu verhandeln hervorgerufen hat. Ein unverkünsteltes Denken wird hierin nichts finden, worüber zu erstaunen wäre. Selbst in grossen Handelsstaaten können — seitdem nicht mehr ein Senat ausfuhrtreibender Patrizier, wie einst in Holland und Venedig, oder ein merkantilistischer Minister ihre Geschicke leiten — neue handelspolitische Gedanken sich meist nur durchsetzen, wenn es gelingt sie mit den Vorstellungen von der Grösse und Sicherheit des Gesamtvolks zu verbinden, weil auch grosse Interessen noch nicht ohne weiteres die (erkannten) Interessen der Mehrheit sind. Serbien jedoch sollte sich um der handelspolitischen Beengungen willen in einen Kampf auf Leben und Tod stürzen, sollte auch bloss deshalb Rüstungen betreiben, deren Kosten die zu gewinnenden wirtschaftlichen Werte unendlich übersteigen?

Dem unsachlichen, oberflächlichen Denken erscheinen überhaupt viele Dinge wirtschaftlicher Natur, die d a h e r bloss ihr äusseres Gewand leihen. Während des türkischen Boykotttrummels liessen die Freunde des Friedens kräftig Klagen über den gefährdeten Export erschallen; sie wussten ganz wohl, dass die Gefahr bei den eigenartigen Kreditbedingungen des Orienthandels nicht sehr drohend und der in betracht kommende Betrag des Verlustes der vielen und aufgeregten Reden nicht wert war. Aber *Exportinteresse* ist einmal ein hypnotisierendes Schlagwort, und ein solches brauchten diejenigen, die die öffentliche Meinung aufrütteln wollten gegen eine Politik des Hochmuts, die Österreich hätte in einen blutigen Konflikt mit der Türkei treiben können. Aehrenthal zahlte schliesslich eine Summe, die alle Verlustmöglichkeiten weit überschreitet, auch nicht, um den Fesfabrikanten zwei oder drei Monate des bangen Harrens zu ersparen, sondern weil er bei der augenblicklichen internationalen Konstellation in Konstantinopel keinen wirksamen Druck ausüben und die österreichische Flagge nicht länger der Verhöhnung durch die Hamals aussetzen durfte. Die eigentlichen Träger der bedrohten Interessen hätten jedoch von der Sache kein Steinchen loszulösen vermocht. Genau ebenso jammern die Serben am lautesten über die wirtschaftlichen Beklemmungen und über die angeblichen und wirklichen Leiden ihrer Brüder in Bosnien. Sie haben

nämlich nicht viel Hoffnung für ihre serbischen Ideale im Westen ein Verständnis zu finden — die nationalen Kummernisse des einen Volkes berühren das andere wenig —, aber ökonomische Not und politische Verfolgung sind allgemein menschliche, jedem ans Herz greifende Dinge. Die österreichischen Greuel bilden jetzt in Belgrad den begehrtesten Artikel. Schon Kleist lässt seinen Hermann die »Schrecknisse des fessellosen Kriegs«, die Untaten der Legionäre mit übertreibender Kunde im Volk verbreiten und freut sich jeder Ausschreitung, je grässlicher sie ist, um so inniger: Es gehört fürwahr eine ungewöhnliche Naivetät dazu die Argumente, mit denen die Propaganda hantiert, für die eigentlichen und entscheidenden zu halten.

Diese liegen vielmehr in der urgewaltigen, ungebändigten Kraft des slawischen und besonders des serbischen Nationalgefühls. Bei den Serben hat es nicht erst wie bei den Tschechen, Slowenen und Ruthenen der Erweckung und der Erweckungsliteratur bedurft, unmittelbar knüpft ihre Gegenwart an die Vorzeit nationaler Selbständigkeit an. Der türkische Druck war furchtbar und grausam genug, um eine unverbrüchliche Solidarität des Hasses zu stiften, aber nicht so unausgesetzt und so administrativ geregelt, dass er eine hoffnungslose Stumpfheit der Knechtschaft erzeugt hätte. Er bot stets wie Anlass so Raum zu Kämpfen, die nicht immer gerade heldenhaft verliefen, denen jedoch die fertigen Heroentypen der grossen Vergangenheit die Form gaben, in der sie die Erinnerung begeistert aufnehmen konnte. Die türkische Kultur und der türkische Staat vermochte die emporsteigenden Schichten der beherrschten Rajavölker nicht ohne weiteres, nicht in grösserem Umfang zu absorbieren und bot mit muhamedanischer Toleranz in der unabhängigen Verwaltung der Kirchen konfessionelle Autonomien, an denen das Dasein des Volkes einen Rückhalt bekam, durch die sich eine Verbindung und wechselseitige Erhöhung religiöser und nationaler Empfindungen vollzog. Als die Serben auf einem Teil ihres Gebiets zu staatlicher Selbständigkeit emporstiegen, zerriss der rasche und sozusagen provisorische Aufbau einer Kultur keineswegs die Geschlossenheit des nationalen Empfindens. Ein gewerbliches Betätigungsfeld der Intelligenz gab es kaum; man hatte bald serbische Juristen, Mediziner und Philosophen im Übermass, aber man hatte keine serbische Jurisprudenz, Medizin und Philosophie, die sonst ihre Jünger, die edelste Kraft der Nation, völlig in ihren Dienst nehmen. Nicht der Kultus der Wissenschaft, ihre Priester waren hier die Hauptsache, die Studenten, die von Haus aus, sofern sie von Idealen besetzt waren, an die Kulturgüter des Westens herangingen als an etwas, das sie für ihre Nation erobern wollten; die viel in der Fremde herumziehend von dem Misswollen wie von dem Interesse am Exotischen stets darauf gestossen wurden, dass sie den anderen vor allem nicht der Mensch, der Student, sondern der Serbe waren. Liess die zeitliche Nähe der Befreiungskämpfe, die sippenhafte Gebundenheit des häuslichen Lebens in den breiten Schichten die kriegerisch-nationale Überlieferung, die in hundert Liedern erklang, nicht schwinden, so hielt die Intelligenz jene Gesänge als den höchsten literarischen Schatz fest. Und je demokratischer das politische Leben bei dem Fehlen des Adels sich gestaltete, je freier dem Ehrgeiz die Bahn zu den höchsten Stellen offen lag, um so inniger vermählten sich auch die neuen Formen des staatlichen Lebens mit dem urwüchsigen Volksgeist. Artikel und Reden tönnten in der Melodie der Lieder weiter. All der Schmutz, all die Niederträchtigkeit,

Korruption und rohe Demagogie, mit denen der Kampf der Eitelkeit und Hab-sucht in einer Gesellschaft ungezügelter Emporkömmlinge des Glücks, des Talents und der Volksgunst das öffentliche Leben Serbiens grauenhaft erfüllten, vermochten doch weder die Echtheit noch die Stärke des nationalen Instinkts zu untergraben. So wenig wie Mord und Raub, die übrigens auf dem flachen Lande bei der Schwäche des Staats gang und gäbe blieben, in der Vergangenheit das Band gelockert hatten, das alle gegen die Türken zusammenkettete.

Allein, es war auch der neue Staat nicht im stande das nationale Gefühl in seinen Grenzen zu fixieren. Aus einer regellosen Reihe von Kämpfen und zwischen Wien, Petersburg und Konstantinopel sich abspinnenden Ränken wie zufällig und als ein willkürlicher Ausschnitt aus dem nationalen Gebiet entstanden, stellte er sich als etwas Vorläufiges dar, als die Anzahlung des Schick-sals auf das unveräußerliche Erbgut des befreiten Serbiens. Nichts konnte den serbischen Politikern eine andere Erfahrung geben: nicht die eigene geistige Entwicklung, da sie sowohl der Traum des grossen Serbiens als die wilden Wechselfälle der Geschehnisse auf dem Balkan in der Gewohnheit festhielten mit phantastischen Möglichkeiten zu spielen; nicht der Zustand der übrigen serbischen Gebiete, da Altserbien vom wogenden Kampf der Rassen erfüllt, Bosnien aber unter einer wenigstens dem Namen nach provisorischen, von der unterworfenen Bevölkerung widerwillig getragenen Herrschaft stand. Die Politik dieser Menschen schwankt von einem Ende zum andern, sie schliesst als die beiden Extreme ein: die Besiegung Österreichs, auf dessen Trümmern das ganze Serbien zu errichten wäre, und das Annektiertwerden durch Österreich, wobei sich alle Serben und Kroaten als ein dritter Staat unter Habsburgs Zepter zusammenfinden würden. In Sofia blickt man auf das Treiben mit Geringschätzung herab und spottet über die Belgrader Heldenposeure; mit Recht vielleicht, aber doch ohne Billigkeit. Die bulgarische Nation ist im Kern vereinigt und hat nur noch die Aussenwerke an sich zu ziehen, der Gegensatz zur Türkei bietet einfachere Möglichkeiten dar. Das Herzland der serbischen Nation indes bildet Bosnien; es ist, wie Zwijic sich ausdrückt, ihr Brandenburg; rings im Süden, im Norden, Westen und Osten lagern sich um das bosnische Gebiet serbische und kroatische Staaten und Distrikte. Bosnien aufgeben heisst die serbische Idee endgültig opfern. Die Furcht vor der österreichischen Übermacht hielt in der Zeit der Okkupation die Serben im Bann der Ruhe, eine vage Hoffnung klammerte sich an den von den Trägern des Panslawismus stets gepredigten Gedanken, dass aus der Okkupation kein dauerndes Eigentum werden dürfe. Jetzt hat die Einverleibung eine Politik der Verzweiflung erweckt, die mit der antideutschen Entente und mit der Hilfe Russlands als mit den grossen Möglichkeiten rechnet.

Die Haltung Serbiens ist indes nur halb erklärt, wenn man sie aus der serbischen Geschichte allein erklären will. Dieses Problem wird erst durch den Hinweis auf den problematischen Zustand Österreich-Ungarns lösbar. Würde ein geschlossener Nationalstaat auf Volkstrümmer in seinen Grenzgebieten weit härter pressen als dies den Serben in Ungarn und Bosnien widerfährt, so könnten doch in einem den Bedrückten nahverwandten kleinen Nachbarstaat stille Sehnsüchte nie zu lauten Kriegsdrohungen aufflammen. Die chaotischen Verhältnisse Österreichs und Ungarns hingegen müssen überschwingende Hoffnungen nähren. Man vergesse eins nicht: Die öffentliche Meinung der Mon-

archie hat ein Doppelaugesicht. Europa hört bloss, was die Wiener und Pester Presse spricht, und glaubt nach den Vorstellungen der Menschen eines Einheitsstaats die Meinung einer Gesamtheit zu vernehmen; es ahnt nicht, dass im überwiegenden Teil der slawischen Presse der serbische Standpunkt mit grösserer oder geringerer Entschiedenheit verfochten wird. Serbien wiederum sieht Österreich im Spiegel der slawischen Politik und verkennt, dass es unter der bewegten Oberfläche des Parteigetriebes noch unberührte Tiefen gibt, und dass die Erwartungen eines Massenabfalls im Kriege einstweilen recht eitel sind. Und doch erscheint auch hierbei nicht alles rein phantastisch. Die Lage des serbischen Volks in Österreich-Ungarn schafft der Verbreitung der gross-serbischen Idee die günstigsten Bedingungen. In Dalmatien und in Kroatien sind die Serben teils ungebunden teils wenigstens frei genug, um die Formen der Agitation auszubilden; die politischen Verfolgungen der Brüder in Ungarn halten den Groll und den antistaatlichen Geist wach, der in Bosnien wieder gar nicht erst angestachelt werden muss. Zugleich mildert die Abschwächung der religiösen Einflüsse den Gegensatz zwischen Kroaten und Serben, auf den die ganze Balkanpolitik Österreichs aufgebaut war; es spinnen sich südslawische Gesamtinteressen an, deren Fäden auch schon zu den Slowenen hinüberlaufen.

Dennoch wäre es vorschnell, was die Phantasie der Serben vorwegnimmt, als Tatsache einstellen zu wollen. Österreich ist allerdings nur noch ein wildes Durcheinander mit einander ringender Völker, sogar das gleiche Wahlrecht, die demokratischen Verwaltungsformen, die politischen Freiheiten haben sich als Heilmittel vollkommen unwirksam erwiesen, und das ihm feindlich verbündete Ungarn stellt sich als die schwankende Gewaltherrschaft einer führenden Nation über unterdrückte Völker dar. Es wäre Tollheit einen nach aussen gerichteten Willen oder gar einen Erobererwillen, der Deutschen, Tschechen, Magyaren und Polen usw. gemeinsam wäre, irgendwie voranzusetzen. Nichtsdestoweniger haben beide Staaten noch sehr starke Gemeinsamkeiten, die in Ungarn deutlich hervorspringen, in Österreich aber nicht minder fühlbar sind. Die Überlieferung des Zusammenlebens in einem Grossstaat stellt eine grosse Macht über die Gemüter dar, man bekommt sie selbst im Parlament zu spüren, diesem eigentlichen Schauplatz des nationalen Haders, wenn sich für die sogenannten *staatlichen Notwendigkeiten* oft ein nur zu eiliges Entgegenkommen äussert. Sie lebt in den breiten Massen natürlich noch stärker. Die ursprünglichsten Funktionen des Staatslebens hat die Zersetzung nicht ergriffen. Der Kaiser ist seines Heeres noch sicher, er kann beruhigt Reserven, Landwehr und Landsturm einberufen. Alles wird marschieren. In der Armee also, die schon zu Kaiser Franzens Zeiten General Clam einmal das einzige Symbol der Einheit und Kraft des Staates nannte, ist das als tätig denkbar, was man den Staatsgedanken, ja Reichsgedanken, und die daraus erfolgende Grossmachtspolitik nennen mag. Es sollen auch die Herren an der Spitze des Heeres sehr kriegslustig sein. Nicht, dass sie der Kitzel der Eroberung oder des Ruhmes quälte, allein sie sagen sich: Die Feindschaft Serbiens ist unversöhnlich; wöllen wir etwa warten, bis dass Russland die Wunden des Krieges, Italien die Zerstörungen des Erdbebens verschmerzt hat, und dann zugleich die ganze Balkanmeute uns an die Beine fährt? An dem Alter des Kaisers finden solche Wünsche ihre Schranke, gleichwohl würde auch dieser nicht mehr stand halten, legte man Österreich etwas auf, das als ehrenkränkend gelten könnte. Der

Patriotismus des Wienertums, seiner politischen Schreier und literarischen und gelehrten Cliquen, die mit ihren wüsten, hoffärtigen grossösterreichischen Träumen die Machthaber anstecken und dadurch Mitursache des Konflikts geworden sind, übt allerdings auch ein Gewicht aus, aber noch mehr die Besorgnis, jener noch vorhandene Zusammenhalt und Gehorsam müsste zerfallen, wenn die Grossmacht zum Spott würde und das Ansehen der Armee stürzte. Ein bunt-scheckiges Heer, so sagt man sich, das nicht einmal mehr einem kleinen Gegner Respekt einflösst, ist im Lebensnerv, im Soldatengeist, getroffen. Es gibt Rückmärsche, die als Auflösung enden müssen, es gibt einen Spott, der schwerer zu ertragen ist als das schwerste Übel. Die Furcht vor dem Lächerlichwerden, bei einem Konflikt mit Unebenbürtigen immer rege, kann als die eigentliche Kriegsgefahr gelten. Aus diesem Grunde müssen auch demokratische Gegenwirkungen gegen die Kriegspolitik so gut wie ausbleiben. Die österreichischen Machthaber, an Demonstrationen ohnedies gewöhnt, kaltblütig über die panslawistischen Stimmungen und die serbischen Verbrüderungskundgebungen hinwegsehend, würden sich nicht einschüchtern, nicht hennemen lassen; die Serben aber, in der Weise wie sie aus den Sympathiebezeugungen slawischer Blätter wahnvolle Erwartungen schöpfen, eine gefährliche Ermunterung erfahren.

Es ist einer jener tristen Fälle, wo der Verstand Partei ergreifen muss grosse Interessen wahrzunehmen, während das Herz gleichgültig schweigt. So gewiss jeder moderne Kulturmensch einen Staat, der allen seinen Völkern eine Last, eine Kette, eine Hemmung ist und nur davon lebt, dass er ihnen das Höchste raubt, die Möglichkeit ihre kulturelle Eigenart staatlich auszubilden und damit allseitig und fortschreitend harmonisch auszubilden: so gewiss er den Staat ohne Wohlwollen, ja mit widrigen Empfindungen betrachten wird, so muss er gleichwohl in dem vorliegenden Streitfall auf die Seite eben dieses traurigen *Gemeinwesens* treten. Den Serben sei ihr subjektives Recht nach Unabhängigkeit und nach der staatlichen Einheit zu streben willig zuerkannt. Soll indes das Recht und Unrecht, soll das Schicksal einer fremden Nation uns zur Teilnahme hinreissen, dann müssen sich an ihr Wesen, Handeln und Gedeihen übernationale Werte knüpfen. Die hat uns der Staat Milans, der Draga Maschin und der Verschwöreroffiziere bisher nicht geoffenbart, und die brutalen Herausforderungen, mit denen er jetzt aus dem russischen Rückhalt hervor operiert, können die Sympathieen nicht erhöhen. Berechnet man endlich, dass bei einem allgemeinen Kriege Kulturwerte in Frage kommen, die hundertmal das übertreffen, was jemals im Umkreise des serbischen Volks gedacht, gewollt und geschaffen worden, so kann die Entscheidung keinen Augenblick mehr schwanken. Wenn es auch den Serben begreiflicherweise so erscheint, so handelt es sich eben doch nicht um das selbe wie einst bei der Einigung des italienischen und deutschen Volks. Schon deshalb nicht, weil hier keineswegs das Freiheitsrecht des Volks und die Unbill überkommener Fremdherrschaft sich rein gegenüberstehen sondern Serbien nur die Vorpostentruppe Russlands ist, jener Macht, die, im höchsten Sinne des Wortes eine Verknechterin der Völker, mit dem Feuerbrand des Panslawismus die Ruhe Europas zu verheeren droht. Denn dieses darf zum Schluss nicht unerwähnt bleiben, dass sich der serbische Konflikt mit den internationalen Beziehungen und Spannungen verschlingt. Ich habe es aus der Betrachtung ausgeschaltet, um zu zeigen, dass der Gegensatz zwischen

Serbien und Österreich ein ursprünglicher, in den tiefsten Wurzeln des Volkslebens begründeter ist, dass eine Austragung vielleicht verschoben, er selbst aber nie getilgt werden kann. Dennoch bleibt es natürlich Tatsache, dass ohne Hoffnung auf Russlands Hilfe der Konflikt kaum ausgebrochen, ohne Russlands Zutun der Widerstand zu solcher Zähigkeit, der Angriff zu solcher dreisten Art niemals gediehen wäre. Augenblicklich handelt Serbien fast rein als Agent oder Schutzbefehlener Russlands, wenn es auch am Anfang, als Russland zu zögern schien, durch erfolgreiches Ausnutzen der panslawistischen Strömungen im Zarenreiche dargetan hat, dass heute, wo der Panslawismus volkstümlich geworden, an Presse und Parlament gebunden ist, er gelegentlich auch denen zum Mittel dienen kann, die sonst durch ihn zum Werkzeug der russischen Politik gemacht werden sollen.

XX

ROMAN STRELTZOW · BLUT UND SCHMUTZ

NACH der Rede Stolypins in der *Duma* kann man die politische Seite der Affäre Asew als geklärt ansehen. Sowohl das, was der Premierminister gesagt, wie besonders, was er nicht gesagt hat, genügt, um sich ein Urteil über die politische Bedeutung des Vor-gefallenen bilden zu können. Stolypin versuchte die ganze Angelegenheit als ziemlich harmlos darzustellen. Prüft man aber das vorhandene Material sowie den ganzen Sachverhalt, so kommt man zu ganz anderen Ergebnissen als der Minister. Vergegenwärtigen wir uns die Hauptmomente.

Das *Zentralkomitee der Sozialrevolutionäre* erklärt sein früheres Mitglied, den Ingenieur Ewno Asew, für einen Agenten der Regierung. Gleichzeitig gibt das Komitee eine ziemlich detaillierte Darstellung von der Rolle Asews in der Partei, aus der hervorgeht, dass Asew an der Wiege der Partei gestanden, und dass ihre Entwicklung, ihr Wachstum ihm, wenn nicht alles, so doch sehr, sehr viel verdankt. Er wirkt mit Gerschuni bei der Einigung der zerstreuten Gruppen zu einer grösseren Organisation mit, beteiligt sich an der Gründung des Zentralorgans, der *Revolutionnaja Rossija*, und arbeitet zusammen mit den übrigen leitenden Genossen mehrere terroristische Pläne aus. Im Jahre 1902 ernennt ihn Gerschuni — die treibende Kraft der ganzen sozialrevolutionären Bewegung — zu seinem nächsten Gehilfen und leitet mit ihm zusammen die *Kampforganisation*, das heisst diejenige Gruppe, die die terroristischen Attentate ausführt. Vom Januar 1904 an steht Asew an der Spitze dieser Organisation. Er organisiert die Attentate auf Plehwe, auf den Grossfürsten Sergius, auf Stolypin, auf eine ganze Reihe kleinerer und grösserer Würdenträger, zuletzt leitet er die Versuche eines Attentats auf den Zaren ein. Wie bekannt, sind einige dieser Attentate (Plehwe, Sergius, Launitz usw.) geglückt, andere dagegen rechtzeitig entdeckt und die beteiligten Personen verhaftet und verurteilt worden, nicht wenige zur Todesstrafe.

Kein Freund der theoretischen Diskussion, widmet sich Asew ausschliesslich der *praktischen Arbeit*, wobei er ein besonderes Interesse für das Problem der Sprengstoffe und der Waffen zeigt. Er gründet eine Dynamitfabrik für Parteizwecke; er organisiert den Waffenschmuggel, wozu er einmal ein spezielles Schiff ausrüstet. Nebenbei beschäftigt sich der energische Mann auch mit dem Schmuggel der Parteiliteratur. Zusammen mit Gerschuni organisiert er die

Einfuhr grösserer Posten von Parteischriften: einmal benutzt er dazu Kühlapparate, ein anderes Mal transportiert er die selbe Ware in Fässern mit Speck, zwischen dem die gefährlichen Drucksachen wohlverborgen lagen.

So sieht die revolutionäre Dienstliste Asews aus. Wie steht es nun mit der polizeilichen? Darüber erfahren wir einiges auch aus der erwähnten Darstellung des Komitees, was auf den Aussagen des früheren Polizeibeamten Bakaj sowie des früheren Chefs der Polizei, Lopuchin, basiert, anderes aber teilte Stolypin selbst mit. Nach alledem stand Asew seit 1892, also 16 Jahre hindurch, im Dienst der Regierung. Seine Informationen, die er der Polizei pflichtgemäss übermittelte, hatten während dieser Zeit verschiedenen Wert. Zuerst teilte er nur verhältnismässig unwesentliche Begebenheiten mit. Nach den Angaben des Zentralkomitees waren einige seiner Mitteilungen sogar bewusst unwahr. So meldete er einmal, dass Gerschuni demnächst beabsichtige eine gewisse russische Station zu passieren, während er in der Tat längst im Ausland war. Ein anderes Mal meldete er unrichtige Dinge über die Beschlüsse eines Parteitags, indem er angab, man habe beschlossen gegen Stolypin in der Zeit der zweiten *Duma* keine terroristischen Attentate zu unternehmen. In Wahrheit war das Gegenteil der Fall.

Allmählich aber wurden die Meldungen Asews wichtiger und entsprachen auch mehr der Wahrheit. Er verriet den von ihm selbst organisierten Schriftentransport, gab Charakteristiken einzelner Mitglieder der Kampforganisation, lieferte Parteidruckereien aus und berichtete von der geheimen Konferenz der revolutionären und oppositionellen Parteien, auf denen er selbst als Delegierter erschienen war und zusammen mit den jetzigen *Kadetten* Miljukow, Struve, Fürst Dolgorukij usw. konferierte. Man sieht, seine Verdienste um die Polizei sind nicht weniger gross.

Betrachtet man all diese Daten, so scheint die Rolle, die Asew während der Revolution spielte, nicht zweifelhaft. Er war ein *agent provocateur*, ein blutbeschmutzter Lockspitzel, der seine Opfer zu bestimmten Taten anreizte oder verleitete, sie dann der Polizei übergab. Das will Herr Stolypin nicht zugeben. Er behauptet, Asew sei ein simpler *Mitarbeiter* der Polizei, ein Spitzel, aber kein Lockspitzel gewesen, er sei lediglich zur »inneren Beleuchtung« der revolutionären Partei kommandiert worden, habe ausschliesslich der Staatsgewalt gedient, niemand angelockt und sich an keinen Attentaten beteiligt. So erscheint ihm die Rolle Asews wenigstens auf grund des im Polizeidepartement vorhandenen Materials, dem er unbedingt glaubt. Er verwirft dabei die Angaben des *Zentralkomitees der Sozialrevolutionäre*, die er als unzutreffend betrachtet, weil sie ja von einer interessierten Seite ausgehen. Ein glattes Leugner der Behauptungen des Zentralkomitees hat der Minister doch nicht gewagt, und wie die Dinge zu liegen scheinen, war es ihm unmöglich ein solches Dementi abzugeben.

Wie dem auch sei, jedenfalls muss es, wie gesagt, für die objektive Beurteilung ausser Zweifel sein, dass Asew Lockspitzeldienste leistete. Das Zentralkomitee ist freilich an der Sache interessiert, aber sein Interesse besteht gerade in der *Verkleinerung* der Bedeutung Asews für die Organisation. Für das Ansehen des Zentralkomitees wie für das der Gesamtpartei wäre es vorteilhafter und wünschenswerter, wenn man Asew als ein unbedeutendes Rädchen in dem ganzen Parteigetriebe hinstellen könnte. Wenn nun das Komitee öffentlich

behauptet, Asew sei bei den wichtigsten Attentaten an leitender Stelle gewesen, wenn es sich in solcher Weise selbst blossstellt, so ist ihm unbedingt zu glauben. Zur Erhärtung dieser Meinung kann man noch folgendes anführen: Der *Duma* wurde ein nicht dementierter Brief Asews vorgelesen, den er nach der Entlarvung an einen früheren Parteifreund geschrieben hat. Der Freund — wahrscheinlich ist es Sawinkow, der die Attentate auf Plehwe und den Grossfürsten Sergius an Ort und Stelle leitete — sollte ihn vor dem versammelten Parteigericht verteidigen. Asew schildert im Brief seine Verdienste um die Partei und sagt dabei wörtlich:

»Ich möchte nicht viel sprechen. Ich will nur sagen, dass ich in: Ausnahme der Sipjagin-Affäre an allen anderen beteiligt war . . . Besonders nahe stand ich der zu Ufa, wohin ich die Leute schickte¹⁾ . . . Was nach dem 15. Juli [Attentat auf Plehwe] war, weisst Du selbst. Ich erwähne nur den Sergius.«

Man bedenke: Asew schreibt an einen Mitwissenden: Du weisst selbst, welche Rolle ich bei der Ermordung des Grossfürsten gespielt habe. Er hat nicht so geschrieben, wenn er nicht wahr wäre, denn die Lüge wäre offenkundig. Damit steht es für jeden ausser Zweifel fest, dass Asew wenigstens bei dem Attentat auf den Grossfürsten Sergius an leitender Stelle stand. Eine solche Tätigkeit sieht aber etwas anders aus als die gewöhnliche *Arbeit* eines gewöhnlichen Spitzels, der nur um die sinnere Beleuchtung besorgt ist. Wenn Stolypin die Tätigkeit Asews in ein anderes Licht stellen will, so tut er den Tatsachen Gewalt an.

Damit will ich nicht gesagt haben, dass Stolypin bewusst Hehlerdienste für das Lockspitzeltum leistete. Es ist gut möglich, dass er von den *Diplomaten* des Polizeidepartements genasführt wurde. Und ausserdem muss man auch die Möglichkeit in betracht ziehen, dass die Polizei selbst von der Tätigkeit Asews nicht alles wusste; wir haben ja gesehen, dass er in seinen Berichten manchmal bewusst log. Asew düpierte beide Seiten, sowohl die Revolutionäre wie die Polizei, und es fragt sich nur, wer der am meisten Düpierte war. Hiermit berühre ich den dunkelsten Punkt in der ganzen Affäre: die wahre Persönlichkeit des polizeirevolutionären Helden.

Es gibt Leute, die ihn mit echt satanischen Eigenschaften ausrüsten, und die im Ernst behaupten, er habe bei seinem Doppelspiel irgend welche höheren Ziele verfolgt. Einige halten ihn für einen überzeugten Revolutionär, der den Absolutismus samt seinen Trägern aufrichtig hasste, der Plehwe, Sergius usw. aus Überzeugung ermorden liess und der Polizei nur nebensächliches Material zur Verfügung stellte. Mir scheint dies alles unwahrscheinlich. Es ist schwer an Asews revolutionäre Überzeugung zu glauben. Es liegt aber die Annahme nahe, dass er sein Doppelspiel aus purem Selbstinteresse trieb. Als kluger Mensch begriff er sehr bald, dass seine Stellung bei der Polizei desto fester sein würde, je wichtiger die Aufgaben waren, mit deren Lösung er beauftragt ward. Je gefährlicher die Revolution schien, desto verdienstvoller musste die Rolle desjenigen sein, der ihre Geheimnisse enthüllen konnte. Und so lag es im eigenen Interesse Asews die Gefährlichkeit der revolutionären Organisation *ad oculos* zu demonstrieren. Die Menschen waren ihm gleichgültig, und es kostete ihn nichts seine *Vorgesetzten* zum eigenen Wohl beiseitigen zu lassen. Es ist dabei auch möglich, dass sein Verhalten bei den Attentaten nicht der eigenen Initiative und nicht eigenen Absichten entsprang.

¹⁾ In Ufa wurde im Jahre 1904 der Gouverneur Bogdanowitsch ermordet.

Vielleicht war er nur Komplize eines Höherstehenden, der seine politischen Rivalen beseitigen wollte und auf den genialen Gedanken kam dies durch die Hände der Revolutionäre zu tun. Und dass dieß im Bereich der Möglichkeit liegt, gibt auch der Erzreaktionär Fürst Meschtscherskij zu, der übrigens die Polizeiwelt aus Erfahrung gut kennt. Er behauptet nämlich, dass, wenigstens unter Plehwe, nicht weniger als 5 politische Polizeibehörden existierten, die nicht nur selbständig sondern auch gegeneinander wirkten: Es existierte 1. die Polizei des Polizeidepartements, 2. die Polizei der Schutzabteilung (*Ochрана*), dann 3. die Polizei um Plehwe, 4. die Hofpolizei und endlich 5. die *ausländische*, die die Emigranten bespitzelte. Von einer Einheitlichkeit der Aktion konnte dabei natürlich keine Rede sein:

„Denn es existiert ein Polizeidepartement mit seiner Polizei, eine Schutzabteilung mit der ihrigen und dann eine Menge von Vorgesetzten: Minister des Inneren, Ministergehilfe für das Polizeiwesen, Direktor des Polizeidepartements, Chef der Schutzabteilung. Was bedeutet das alles? Folgendes: Es genügt sich nur vorzustellen, dass der Direktor des Polizeidepartements den Ministergehilfen für das Polizeiwesen nicht leiden kann, oder dass der Chef der Schutzabteilung den Direktor des Polizeidepartements nicht mag, oder dass der Ministergehilfe für das Polizeiwesen unfähig, aber herrschsüchtig, und dass der Direktor des Polizeidepartements klüger ist. Es genügt, wie gesagt, sich das alles nur vorzustellen und dann die Frage aufzuwerfen, was daraus auf dem Gebiet des politischen Polizeidienstes alles entstehen kann, und wir bekommen die Antwort: leider genau das selbe, was bei Plehwe passierte, der dank dem Sieg einer Polizei über die andere am hellen Tage ermordet wurde.“

Wenn Meschtscherskij solche *Hypothesen* aufstellt, so muss es in der Tat wohl so aussehen. Und bedenkt man, dass Asew hauptsächlich der *ausländischen*, der intrigantesten Polizei untergeordnet war, so bekommt man noch einen weiteren Hinweis auf die wahre Rolle Asews. Aber dann ist es auch denkbar, dass Asew zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Göttern diene. Es ist möglich, dass er mit dem Sieg der Revolution rechnete und sich beizeiten ein gutes Plätzchen in der neuen Ordnung sichern wollte. Diesen Zweck konnte er natürlich nur dann erreichen, wenn ihm die Verwischung seiner schmutzigen Spitzelspuren gelänge. Vielleicht dachte er auch daran, als er, wie das *Zentralkomitee der Sozialrevolutionäre* behauptet, im Jahre 1904 die Ermordung Lopuchins, des Chefs der Polizei, plante, nach dem Oktobermanifest die Schutzabteilung zu sprengen vorschlug und im Frühling 1906 den berüchtigten Ratschkowskij zu töten beabsichtigte.

Die Entlarvung Asews und die Verhaftung Lopuchins, die ihr folgte, haben erklärlicherweise auf die russische Gesellschaft wie ein Erdbeben gewirkt. Allen Kreisen schien es, als ob der Boden unter den Füßen zu wanken beginne. Die Wirklichkeit verlor plötzlich die gewohnten Konturen, ihre Realität. Dort, wo die einen Helden und Führer wähten, erschien plötzlich die Fratze eines schmutzigen Judas, und wo die anderen Hüter und Beschützer sahen, erblickte man die bedrohliche Silhouette eines Bombenwerfers. Das wichtigste Band der menschlichen Gesellschaft, das Vertrauen zum Nächsten, erlitt einen Stoss von ungeheurer Kraft. Was wird die Folge dieser ganzen ekelhaften Geschichte? Ein *Dumaabgeordneter*, der seinen Sitz auf der rechten Seite des Hauses inne hat, begrüsste die ganze Affäre, weil sie nach seiner Meinung eine heilsame Wirkung ausüben werde; sie zeige, so sagte er, die Geistesarmut der Revolutionslenker, die 16 Jahre hindurch nicht einsehen konnten, dass sie keinem Heros sondern einem einfachen Spitzel folgten. Andererseits fand er

den Fall noch deshalb erfreulich, weil die Diskussion in der *Duma* der revolutionären Jugend zeigen musste, welche verwerfliche Personen an der Spitze der Revolution stehen. Im grossen und ganzen gab dieser Abgeordnete die Stimmung der reaktionären Berufspolitiker wieder. Es ist aber sehr zweifelhaft, ob die öffentliche Meinung, selbst die rechtsstehenden Elemente eingeschlossen, dieser Ansicht beipflichten wird. Es gibt nicht wenige Anzeichen dafür, dass das plötzlich entrollte Bild von Blut und Schmutz auf die Gemüter aller Kreise einen ganz anderen Eindruck ausgeübt hat. Und es ist zu erwarten, dass dieser Eindruck auch nicht ohne Wirkung auf die Regierung bleiben wird. Wenn die Öffentlichkeit sieht, dass an der Spitze der terroristischen Organisationen Regierungsagenten stehen, so wird man es einfach nicht begreifen, warum die zahllosen Galgen aufgestellt werden. Man kann doch nicht junge Menschen dafür hinrichten lassen, weil sie von einem bestellten Lockspitzel zu gewissen Taten angereizt worden sind. Man wird einsehen müssen, dass der jetzige grausame Kampf gegen den *Terrorismus* jeder moralischen Berechtigung entbehrt. Zwar spielt Moral in der Politik eine sehr geringe Rolle, aber immerhin ist das öffentliche Gewissen nicht ohne Einfluss auf die Handlungen der Staatsgewalt. Auch für die russischen Verhältnisse gibt es hier keine Ausnahme. Es ist somit bestimmt zu erwarten, dass das aufgeschreckte Moralbewusstsein der russischen Gesellschaft auf das Verhalten der Behörden ihre Wirkung nicht verfehlen wird.

Eine viel tiefere Wirkung wird die Asew-Affäre natürlich auf die revolutionären Parteien ausüben. Für die *Sozialrevolutionäre* bedeutet diese Affäre so viel wie den Tod. Einige Mitglieder dieser Organisation erklärten schon öffentlich in der Presse: »Die Partei als Organisation existiert nicht mehr«. Und sie haben anscheinend vollkommen recht. Zwar wollen einige Gruppen den toten Parteikörper noch galvanisieren und seine Funktionen den einzelnen Bestandteilen der Partei, den *autonomen Gruppen*, übertragen. Es ist möglich, dass dies auch in gewissem Umfang gelingt. Eine grössere Bedeutung aber werden diese Gruppen nicht gewinnen. Die Zeiten sind vorbei, wo der Terror nicht nur von der Polizei begünstigt wurde sondern auch ein Ausdruck der allgemeinen Stimmung war. Und ohne Unterstützung der öffentlichen Meinung sind alle terroristischen Unternehmungen sinnlos, ja auch materiell unausführbar.

Bedeutet nun diese Asew-Affäre für die *sozialrevolutionäre* Partei den Tod, so ist sie auch nicht ohne Einfluss auf die anderen revolutionären Organisationen geblieben. Provokateure gibt es überall, wo etwas zum Konspirieren vorhanden ist. Und das ist heute bei allen russischen revolutionären Parteien der Fall. Wieviel Lockspitzel kleineren Kalibers sind in den beiden letzten Jahren auf der Bildfläche erschienen! Fast jede Gerichtsverhandlung, in der politische Verbrecher abgeurteilt wurden, förderte ein oder mehrere Exemplare dieser edlen Menschengattung zu tage. Die Sozialdemokraten, die *Bundisten*, die polnischen Sozialisten: alle hatten und haben unter ihnen zu leiden. Für jede konspirative Betätigung wird somit der Fall Asew von abschreckender Wirkung sein.

Zum Glück für die freiheitliche Entwicklung ist der Schwerpunkt des politischen Kampfes aus dem Stadium der unterirdischen Aufwiegelei heraus und in die Sphäre des Tageslichts gerückt. Die Regierung mag noch so rigoros gegen alles Sozialistische und Demokratische vorgehen, die Entwicklung des

freien Gedankens wird sie nicht aufhalten können. Die gewerkschaftliche, die genossenschaftliche und nicht zuletzt auch die politische Organisation der Arbeiterklasse sowie der gesamten Bevölkerung wird unaufhaltsam vor sich gehen, und dieser Volksbewegung sind keine Lockspitzel, keine Asews gefährlich.

XX

GERHARD HILDEBRAND · VORFRAGEN DER KOLONISATION

NICHT erst durch K. Kautsky ist, wie manche wenig Bewanderte glauben, die Unterscheidung zwischen Arbeits- oder Siedelungs- und Ausbeutungskolonien in die Literatur eingeführt worden. Schon früher waren ähnliche Definitionen gang und gäbe, und James Mill hat 1823 sogar wörtlich den gleichen Unterschied gemacht. Schon diese Tatsache, mehr aber noch die, dass das Wort *Ausbeutung* im Marxschen Sinne ja bei weitem nicht die Negation des wirtschaftlichen Aufschwungs überhaupt sondern höchstens die Negation des wirtschaftlichen Aufschwungs der Arbeiterklasse bedeutet, zeigt die Unzulänglichkeit der Definition Kautskys für den vor ihm beabsichtigten Zweck. Der Ausbeutungscharakter der kapitalistischen Produktionsweise wird von Marx zwar als immanent, ihr von Natur unabänderlich innewohnend, aber doch nicht als einziger, noch viel weniger als ein die Entwicklung der Produktivkräfte hemmender Charakter hingestellt sondern im Gegenteil als ein gewaltiger Hebel zu ihrer Entfesselung. Gerade wenn man ein unbefangenes Urteil über die Kolonisationsfrage gewinnen will, muss man fest im Auge behalten, dass Marx nicht die Stagnation der Wirtschaftsentwicklung feststellen wollte, indem er die Ausbeutung feststellte. Ob die Kolonisation von Ländern, die nicht als Siedelungskolonien in Frage kommen, immer mit Ausbeutung im Marxschen Sinne verbunden sein muss, ist eine Frage zweiter Ordnung, wie weit die tatsächlich betriebene Ausbeutung durch die Abwehr der Ausgebeuteten und der mit ihnen solidarisch Fühlenden bekämpft werden kann, gar eine Frage dritter Ordnung. Für die grundsätzliche Behandlung des Kolonialproblems an sich ist lediglich entscheidend, ob Kolonisation die allgemeine Wirtschaftsentwicklung fördert, ob sie notwendige Produktivkräfte entfesselt. Wirtschaftliche Fortschritte deswegen ablehnen, weil sie im Zeitalter des Kapitalismus mit sozialen Übeln verbunden sind (Setzmaschine, Flaschenblasemaschine), wäre nicht sozialistisch sondern dumm, ohne Unterschied der Konfession. Das *Endziel* der Wirtschaftstätigkeit kann im unbewussten Ganzen der Entwicklung wie im Zweckbewusstsein des Sozialisten nur vollkommenste Bedürfnisbefriedigung, günstigste Kraftverwertung, höchster Arbeitsertrag bei relativ geringster Arbeitsleistung sein, oder in schlichtem Menschenverstandsdeutsch: Vermehrung, Verbesserung und Verbilligung der Produktion. Diese allgemeinste Formel ist auch das ausschlaggebende Kriterium bei der Beurteilung kolonialisatorischer Arbeit, gleichermaßen für Zustimmung wie für Ablehnung im Einzelfall.

Von dieser Betrachtungsweise aus¹⁾ ergeben sich für die heutige schnelle Ausdehnung und Intensivierung der Kolonisation Ursachen, die vollständig unab-

¹⁾ Siehe auch meinen Artikel *Was ist Kolonisation* * in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 31 ff.

hängig von der kapitalistischen Organisation des Wirtschaftslebens wirken. Die Verkehrserleichterung als solche bietet die Möglichkeit eines internationalen Austauschs und Produktionsausgleichs zwischen allen Ländern der Erde. Sollen wir auf ihre Vorteile verzichten, weil sich der Weltverkehr in der Gestalt von kapitalistischen Unternehmungen präsentiert? Innerhalb des Weltverkehrs sucht sich die Produktion jedes einzelnen Gebrauchsartikels die Stellen mit den günstigsten Produktionsbedingungen auf. Sollen wir das hindern, weil sie die zufällige kapitalistische Produktionsform mitnimmt? Überallhin bringt sie die geeignete Produktionstechnik. Müssen wir dies verdammen, weil diese Technik im Dienst des privaten Gewinninteresses steht? Zwischen allen Kreuz- und Quergraden der Erde bedingt die hochentwickelte Produktion eine hochentwickelte Rechtssicherheit. Sollen wir es grundsätzlich ablehnen, dass solche Rechtssicherheit geschaffen wird, weil sie dem sozialistischen Rechtsbewusstsein noch nicht genügt? Es gibt unter den Kolonialgegnern aus Grundsatz niemand, der diese Fragen mit *Nein* beantwortet. Nur wollen die vermeintlich strengsten Sozialisten das alles dem privaten Handel überlassen, auf seine eigene Rechnung und Gefahr. Dem privaten Handel und den Kolonialeingeborenen, mit anderen Worten: den gefährlichsten *Ausbeutern* und den unerfahrensten Kindern. Grundsätzlich wollen diese Sozialisten den sozialistischen Einfluss aus der Kolonisation ausschalten, weil sie den Staat ausschalten wollen, durch den allein sie Einfluss auf die Kolonisation ausüben können. Indessen, bleiben wir bei der rein wirtschaftlichen Betrachtung, die mit der Feststellung der kolonisatorischen Aufgaben auch die Erkenntnis für die Mittel zu ihrer Lösung vorbereitet.

Dass die Einbeziehung in den Weltverkehr die erste Vorbedingung ist, um »die Bodenschätze der Erde in den Dienst der Höherentwicklung der gesamten Menschheit« zu stellen, wie es die Stuttgarter Kolonialresolution verlangt, bedarf keiner weiteren Erörterung. Grundsätzlich etwa die Mittel für den Bau von Kolonialbahnen verweigern zu wollen ist hoffentlich noch keinem sozialdemokratischen Parlamentarier eingefallen. Vollständig berechtigt ist natürlich die Ablehnung von Bahnen, die nicht, oder in absehbarer Zeit nicht, den hinter dem Kapitalaufwand steckenden Arbeitsaufwand lohnen. Es ist ein gewaltiger Irrtum unserer kolonialen Eisenbahnschwärmer zu behaupten, jede Eisenbahn, jede Hafenanlage, die nicht gerade durch örtliche Konkurrenz erdrückt wird, ziehe den ausreichenden Wirtschaftsverkehr mit Sicherheit nach sich. Der Bau einer grossen Anzahl von *Kapbahnen* hat nur eine Schuldenvermehrung zur Folge gehabt, und mit vielen russischen Bahnen sieht es geradezu miserabel aus. Im Juni 1908 musste der Finanzminister im Reichsrat erklären:

»Nicht nur die Rjasan-Uralsk-Bahn und die Staatsbahnen sondern auch die Moskau-Kasansche und die Moskau-Windau-Rybmsker Bahn befinden sich in einer sehr traurigen Lage. Von den Privatbahnen können überhaupt nur die Wladikawkas-Bahn und die Moskau-Kiew-Woronescher Bahn nicht klagen, die übrigen stehen am Rand des Ruins.«

Der russische Etatsanschlag für 1909 berechnet allein an Garantiezuschüssen für die Privatbahnen 41,1 Millionen Rubel. Natürlich hat es gar keinen Sinn Eisenbahnen zu bauen, die nicht durch Rentabilität ihre Daseinsberechtigung innerhalb des gegenwärtigen Weltverkehrs beweisen. Aber je schwerer die Frage nach der wirtschaftlichen Zweckmässigkeit dieser oder jener Eisenbahn

in einem Kolonisationsgebiet zu beantworten ist, um so gewisser ist es auch, dass nicht unentwickelte und partikularistisch organisierte Eingeborenens-tämme, die nicht einmal eine Vorstellung davon haben, was eine Eisenbahn überhaupt ist, darüber entscheiden können. Hier müssen gerade die, die den Kolonialeingeborenen, etwa im Innern des tropischen Afrika, eine so grosse Entwicklungsfähigkeit zutrauen, dass sie ihre *Bevormundung* grundsätzlich ablehnen, dafür zu haben sein, dass diesen entwicklungsfähigen Eingeborenen auch die wichtigste Entwicklungsmöglichkeit, die Verkehrseinbeziehung, geboten wird. Auch auf dem Gebiet des Seeverkehrs gibt es drastische Beispiele für die Unwirtschaftlichkeit stark gewünschter Verbindungen. Vergeblich bemühen sich die Monroedoktrinäre der nordamerikanischen Union einen Seeverkehr mit den südamerikanischen Republiken zu schaffen, der Nord und Süd wirtschaftlich nähert. Das gelingt aus dem einfachen Grunde nicht, weil die Union ausser brasilianischem Kaffee und Kautschuk fast nichts von südamerikanischen Produkten gebraucht, dagegen in einer Anzahl von Rohstoffen mit ihnen konkurriert. Also bereits die elementarste Angelegenheit der Kolonisation, die Verkehrseinbeziehung, ist nicht einfach eine Frage des Willens sondern der Zweckmässigkeit. Aber sie ist zugleich eine Sache vollendetster Organisation, die nicht dem Unvermögen ursprünglicher Organisationslosigkeit überlassen bleiben kann.

In *Parvus'* Kolonialbroschüre hiess es seinerzeit — und Kautsky hat sich diese Beweisführung teilweise zu eigen gemacht —, dass die kapitalistischen Staaten in erster Linie Kolonialpolitik trieben, um ihren Überschuss an Kapitalien los zu werden und den fremden Ländern ihre ungeheuerlich gesteigerte Eisenbahnschienenproduktion aufzudrängen.²⁾ Richtig ist daran natürlich, dass das Kapital immer neue Anlagemöglichkeiten und immer neue Absatzgebiete sucht. Vergessen wurde dabei nur, dass die reale Möglichkeit Kapital anzulegen und Stahlschienen abzusetzen in der Hauptsache von der Aufnahmebedürftigkeit der Importländer abhängt, und dass jenes Quantum von Kapital und Schienen, das allein mit Hilfe von Staatssubvention der Exportländer untergebracht werden kann, einen ganz verschwindenden Bruchteil des Gesamtexports ausmacht. Wenn man von Russland absieht, das seine Grossmachtstellung und seine dieser Stellung dienenden, wirtschaftlich unrentablen Bahnen mit gepumptem Geld bezahlt, und von Japan, das, wenigstens vorübergehend, die gleiche Methode befolgte, so zeigt sich, dass die Importländer für Kapital und Schienen aus wirtschaftlichen Gründen sich um europäisches Kapital und europäische Schienen reissen. So die Türkei, in der noch jüngst der Minister der öffentlichen Arbeiten erklärte, sie sei gezwungen zu fremdem Kapital ihre Zuflucht zu nehmen und müsse aus wirtschaftlichen Gründen die Bagdadbahn bauen, die so lange als Musterbeispiel des Kolonialwahnsinns gegolten hat; China, das mit jedem Schritt vorwärts auf der Bahn der Erneuerung riesenhaftere Bahnprojekte aufstellt und grösseren Anleihebedarf entwickelt; Argentinien, Brasilien, Chile, Ecuador, Kolumbien, Peru, die froh sind, wenn sie bei der manchmal recht fragwürdigen Wirtschaft in einzelnen dieser selbständigen Kolonisationsgebiete europäisches Geld bekommen; so selbst Kanada, das ein gewaltiges Verkehrsnetz in noch menschenleere Einöden hinein entwickelt. Der letzte Jahresbericht einer deutschen Bank verzeichnet beispiels-

²⁾ Siehe *Parvus Die Kolonialpolitik und der Zusammenbruch* (Leipzig 1907).

weise an neuen Emissionsbeteiligungen: 750 000 Pfund Sterling 5 prozentige Anleihe der Provinz Buenos Aires (Gesamtbetrag dieser Anleihe 30 Millionen Mark); 1 890 000 Pfund Sterling 5 prozentige kaiserlich chinesische Tientsin-Pukow Staatseisenbahnanleihe (Gesamtbetrag dieser Eisenbahnanleihe 100 Millionen Mark); 625 000 Pfund Sterling 5 prozentige hypothekarische Teilschuldverschreibungen der *Victoria Falls Power Company Limited* (Rhodesien); 24 336 000 Pfund Sterling neue Aktien der kanadischen Pacificbahn. Ein peruanisch-brasilianisches Unternehmen suchte im Dezember 1908 20 Millionen Mark Aktien in Europa unterzubringen; die Stadt Buenos Aires verlangte zu gleicher Zeit 2 Millionen Pesos Papier (à 1,80 Mark) zum Kurse von 84 und 5 % Zinsen; der Staat Sao Paulo verlangte ebenfalls im Dezember auf eine Anleihe von 306 Millionen Mark 40,8 Millionen zum Kurse von 92½ aus Deutschland; Chile brauchte, gleichfalls im Dezember, 60 Millionen Mark 5 prozentiges Geld zum Kurse von 96½ aus Europa. Argentinien wünscht gleichzeitig 204 Millionen Mark, davon 33 538 000 Mark aus Deutschland, Peru 4 Millionen Piaster, Ecuador für eine Eisenbahngesellschaft unter staatlicher Garantie 2 253 000 Dollars gegen 6 prozentige Verzinsung zum Kurse von 90 Mark. So misstrauisch man auch mit Recht gegen die Ausbeutungswut des Kapitals sein mag: Man kann billigerweise nicht voraussetzen, dass die herrschenden Klassen in den südamerikanischen Republiken aus purer kapitalistischer Bosheit, um nur ihre Länder kapitalistisch verelenden zu können, sich selbst unter die Fuchtel fremder Kapitalisten zu stellen begierig sind. Sie gebrauchen die europäischen Millionen zur Ausbeutung, indem sie sie zur Aufschliessung, zur Entwicklung der Produktivkräfte gebrauchen. Wenn nun die erneuerte Türkei, das sich modernisierende China, die südamerikanischen Republiken einen vorläufig stark wachsenden Kapitalbedarf haben, um ihre Produktivkräfte zu entwickeln: soll man die europäischen Kolonien für hoffnungslos ansehen, nur weil sie europäische Kolonien sind? Soll man ihnen die Kapitalbefruchtung vorenthalten, nur weil sie eben eine kapitalistische Befruchtung ist? Soll man ihnen die Vorbedingung dazu, die politische und rechtliche Organisation, nicht geben, nur weil man sie ihnen zurzeit allein in kapitalistischer Aufmachung geben kann?

Aber nun kommt das Schlimmste: In den Kolonien wird Raubbau getrieben. Raubbau am Boden und an den Menschen. Zugegeben, dass dies richtig ist. Indes fängt leider die Kolonisation überall, auch in den von Kautsky genehmigten Arbeitskolonien, mit dem Raubbau an den Bodenschätzen an. Der Raubbau an den Bodenschätzen ist nämlich das erste, was die Kolonien im internationalen Wirtschaftsleben rentabel macht: Jungfräulicher Boden, zu tage liegende Schätze an Gras- und Baumbestand, Wild, Kohlen und Mineralien. Es gibt sehr alte Kolonisationsgebiete, die zum grossen Teil heute noch nicht aus dem Stadium des Raubbaus heraus sind: Noch immer verlassen amerikanische Farmer ihre Plätze, sobald die ursprüngliche Frische des Bodens zu versagen beginnt; noch immer brennen sie Wälder ab, um das umständliche Roden zu sparen; noch immer roden sie, wo Holzverwertungsmöglichkeit besteht, ohne für die Erneuerung des Forstes zu sorgen; noch immer fangen sie Fische und schiessen Büffel, ohne an die Erhaltung der Art zu denken. Auch in Afrika und in der Südsee wird zunächst Raubbau getrieben, wie er vor unbekanntem Zeiten einmal in Europa getrieben wurde. Man könnte dabei

fast an ein biogenetisches Grundgesetz der Kolonisation oder — was das selbe ist — der Kulturentwicklung denken: Zunächst wird abgegrast, was zu tage liegt, dann fängt man an zu ritzen, und schliesslich kommt man zum Düngen. Aber nun stelle man sich ein unabhängiges Afrika dem privaten Handelsverkehr überlassen vor. Und, nicht zu vergessen, den ebenso privaten Jagdexpeditionen der Millionärssöhne. Stelle sich vor, dass niemand hinausgeht, um Kulturanlagen zu schaffen, sondern jeder nur, um von dem, was einmal da ist, mitzunehmen — gegen Glasperlen oder Bleikugeln —, soviel er eben kann. Unter alleiniger Duldsamkeit gegen die Sklavenkarawanen des arabischen Tippto Tipp seligen Angedenkens natürlich. Und damit vergleiche man, was an produktiven Anlagewerten heute hineingesteckt wird. Da wird man sagen müssen: So schnell wie die Ontogenese mancher afrikanischen Kolonien aus dem Zustand des Raubbaus zu dem der energischsten wirtschaftstechnischen Methodik hat sich die Entwicklung noch kaum einer einzigen Arbeitskolonie bis heute vollzogen, könnte sich die Entwicklung eines unabhängigen Afrika sicher niemals vollziehen. Doch diese Schlussfolgerung wird vielleicht noch eines eingehenderen Sonderbeweises bedürfen. Und indem ich sie ziehe, will ich auch nicht etwa einem afrikanischen Kolonialoptimismus Vorschub leisten, von dem ich selber sehr weit entfernt bin. Nur im Sinne einer prinzipiellen Vorfrage der Kolonisation plädiere ich dafür, dass man Afrika nicht deswegen preisgibt, weil es kapitalistisch erschlossen wird, sondern dass man jederzeit berücksichtigt, dass auch alle selbständigen Kolonisationsgebiete sich nach kapitalistischer Erschliessung drängen, weil diese nun einmal den meisten als die erfolgreichste, allen als die heute allein mögliche gilt.

XX

HEDWIG DOHM · EHEMOTIVE UND LIEBE



UF dem Repertoire der Tagesfragen steht andauernd die Erziehung zur Ehe. Ich möchte hier nur einen engbegrenzten Gedankenkreis, der dieses Thema berührt, zur Sprache bringen: die Ehemotive und die Liebe.

Die Beseitigung unedler Motive für die Eheschliessung ist eine Aufgabe der Erziehung zur Ehe. Scheinbar ist in der modernen Gesellschaft die Wahl des jungen Mädchens frei. Im Grunde ist sie es nicht. An Stelle des elterlichen Zwanges machen sich andere Beeinflussungen geltend, falls nicht die Liebe das junge Paar rechtzeitig zusammengeführt hat. Das tut sie nicht immer. Sie liebt, er liebt. Sie können nicht zu einander kommen. Das Geld! Das Geld! Sie haben's nicht. Ist wirklich alles, was ist, vernünftig?

In erster Linie sind es die **Versorgungsehen**, die dem idealeren Zweck der Ehe zuwider laufen. Friss, Vogel, oder stirb: da frisst der Vogel.

Das Mädchen steht vor der Wahl: als freud- und glücklose alte Jungfer zu verblühen oder durch die Ehe in den Besitz all der Güter zu gelangen, die das Leben zu einer schönen Gewohnheit machen. Da heiratet sie: um der Versorgung willen.

Manches andere noch drängt das junge Mädchen zur Heirat ohne Liebe. Von jeher hat man ihr eingeschärft: Des Weibes einziger, heiliger und natürlicher Beruf ist Mutterschaft und Ehe. »Jede Frau, die nicht Mutter wird, ist eine Kranke oder eine Märtyrerin«, sagt Johannes Müller. Märtyrerschaft und

Krankheit locken sie nicht, da wirft sie ihre Netze aus nach dem Vater für das Kind, das sie der Gattung schulden soll. Es beeinflusst sie der sorgenvolle Blick der Mutter, wenn diese Mutter nicht gar ihre Verärgertheit über die sitzengebliebene Tochter in größerer Weise Luft macht. Die noch immer Unverheiratete fühlt sich fortgewünscht aus dem Hause, in dem sie überflüssig geworden ist. Sie fühlt ihr Unverheiratetsein wie eine Schuld. Vielleicht auch hat sie heisse, fordernde Sinne. Qualvoll physisches Verlangen zehrt an ihr. Hysterie ist im Anzug. Da heiratet sie: aus Gesundheitsrücksichten.

Die Vernunfttheirat ist nicht ohne weiteres zu verwerfen. Dabei sind Erwägungen über die Glücksmöglichkeiten, die gerade dieser Mann ihr bietet, über die Zusammenstimmung ihrer Charaktere nicht ausgeschlossen. Mitbestimmend oft ist: die Sehnsucht nach einem eigenen Heim, nach einem Tätigkeitsgebiet, nach einem Kind, nach einem Menschen, dem sie etwas sein kann, gewissermassen einem Abnehmer ihrer suchenden, überschüssigen Gefühle.

In jüdischen Kreisen wie in ganz Frankreich sind die Vernunfttheiraten vorherrschend, allerdings mit einem Einschlag persönlicher Sympathie. Und diese Ehen sind in den weitaus meisten Fällen glücklich. Das gibt zu denken.

Was für das Mädchen die Versorgungsehe ist, ist für den Mann die Geld-eh oder die Berechnung durch die Verbindung mit einer angesehenen Familie Karriere zu machen: die Konnexionsehe. Die Geldheirat des Mannes steht ungleich niedriger als die Versorgungsehe des Mädchens. Sie braucht die Versorgung, um ihres Lebens froh zu werden. Er, der durch die Arbeit auf eigenen Füßen steht, braucht das Geld, um eines Luxuslebens froh zu werden. Ehrgeiz, Eitelkeit, Eroberungslust des Mannes werden vielfach zu Ehestiftern. Die Meistbegehrten, Meistumworbenen unwirbt, begehrt auch er. Er liebt im voraus. Diese Ehrgeizigen treten gewissermassen mit einem Gesellschaftsbäcker in die Salons, und an die mit einem Stern Bezeichneten schlagen sie ihr Herz los. Das erinnert beinahe an die Gepflogenheit der Männer eines wilden Stammes, die ein Mädchen nur auf ein Zertifikat ihrer Schwangerschaft hin heiraten: Dich haben andere schon begehrt, du mußt also begehrenswert sein. Indessen, der Mann in der Majorität unterliegt einer anderen Attraktion. Etwa den Charaktervorzügen des jungen Mädchens, die reines und dauerndes Eheglück versprechen? Nein. Wann fragte je ein Mann nach dem Charakter des erklärten Fräuleins, abgesehen davon, dass er vor der Ehe kaum Gelegenheit haben dürfte ihn kennen zu lernen! Vielleicht auch versteckt sie sich vor ihm, oder ihr Charakter ist noch gar nicht da: das bekannte unbeschriebene Blatt. Wissen doch Männer oft nach langjähriger Ehe nichts von dem Charakter ihrer Gattinnen.

Ist es die zart holde Weiblichkeit oder die Intelligenz der Frau, die ihn in Bande schlägt? Nein. Das heisst, wenn der Geist von jener prickelnden, pikanten Art ist, die reizt und amüsiert, so mag er als Vorspann am Wagen der Venus nützlich sein. Nicht einmal ihre Schönheit ist für ihn der Wegweiser zum Standesamt, wenn sie auch den Weg ebnet und schmückt. Ausschlaggebend ist sie nicht. Und wenn es nicht Charakter, nicht holde Weiblichkeit, nicht Intelligenz, nicht Schönheit ist, was ist es denn? Es ist das erotische Fluidum, das vom Weibe ausstrahlt, ein Zauber oder Feuerkreis, in den der Mann fällt, wie die Motte ins Licht. Es ist das Stück *Erdgeist* --

siehe Wedekinds Drama —, das ihn überwältigt, niederzwingt, wenn sich auch nicht jeder Verliebte wie in jenem Drama totschießt. Der Zyniker — wer missbilligte ihn nicht! — würde sagen: Es ist das Versprechen der Wollust. Wird der Mann das zugeben? Die Minorität ist entrüstet. Aber ich habe doch nicht von der Minorität gesprochen. Und überdies: Eine Entsühnung für diesen erotischen Furor der jungen und — älteren Herren ist's, dass sie nicht wissen, was sie fühlen. Sie meinen, es sei der echt weibliche Liebreiz, der ihre — Seele kaptiviert. Ob es die Mission des Weibes sein wird den Alkoholismus in der Liebe des Mannes zu dämpfen? Vielleicht.

Nicht nur strenge Ethiker, so ziemlich alle Welt verwirft sämtliche erwähnten Ehemotive, wenn auch nur gesprächsweise oder gedruckt. Und unisono kündigt's alle Welt: Nur die Liebe, die Liebe allein darf des Ehebundes Stifterin sein. Ja? Sind die Liebesehen eine Bürgschaft für das Glück und die Würde der Ehe? Prüfen wir. Was ist Liebe? Wer das wüsste! Ich weiss aber ein Bild, altmodisch ist's, abgedroschen und doch zutreffend wie kein anderes im Reich der Gleichnisse: Die Liebe ist wie das Feuer. Das Feuer und die Liebe: sie leuchten, wärmen, glühen, sie zerstören und sie schaffen. Und das Feuer hat seinen Rauch, und die Liebe hat ihr Weh. In tausend und aber-tausend variierenden, phantastischen, ungebärdigen, in schnurrigen Zickzacks oder monumentalen Formen züngeln, prasseln, lohen sie empor: das Feuer und die Liebe. Vor der Farbe des Feuers erblassen alle anderen Farben. Und das Feuer und die Liebe, ob sie sich von edlem Material nähren oder von gemeinem: immer in gleicher Pracht entlodert die Flamme. Und ist kein Brennmaterial mehr da, so erlischt das Feuer, so stirbt die Liebe, und alle Dinge, die bis jetzt in ihrem Schein erglänzten, werden öde, leer, tot. Und ähnlich auch entstehen sie, das Feuer und die Liebe. In leicht entzündbaren Stoff fällt ein Funken. Feuerjo! Es brennt! Allein, ein Bild erklärt die Liebe nicht. Auch die ungeheuren Wirkungen der Elektrizität sehen wir; was sie eigentlich ist, wissen wir nicht. Die Dichter versuchen das Urelementare, Un-definierbare der Liebe in lebendigen Gestalten zu formen. Kleist im *Kätzchen von Heilbronn*, Heine in der *Loreley*. In der Tat, in einem Schiff, das kein Steuer hat, fährt der Liebesuchende hinaus ins uferlose Meer. Und an dem Felsen, auf dem die Zauberin ihr goldenes Haar kämmt, zerschellt er und sein Schiff. Die Hexe Loreley: ist das die Liebe? Und in dem andern Heineschen Gedicht von Peter Nielsen, der mit seinem Lied Frau Mette so unaufhaltsam, so zaubergewaltsam zu sich zwingt, und sie weiss, dass sie darum sterben muss. Der Liebestrieb ist stärker als der Selbsterhaltungstrieb. Selbst Tiere, die instinktstarken, bestätigen es. Bei einigen Insektenarten folgt auf die Begattung der Tod. Unser Meinen auf dem Gebiet der Erotik ist voller Widersprüche. Mehr als irgend wo anders streben hier impulsives Fühlen und Wollen und verstandesmäßiges Erkennen aus einander. Das Tempo der erotischen Gefühle ist um so viel schneller als das der Vernunft. Die Sache ist schon erledigt, ehe der Verstand das Gefühl einholt. Man pflegt streng zwischen echter und unechter, zwischen eigentlicher Liebe und Verliebtheit zu unterscheiden. Wo ist die Grenzscheide? Es gibt keine chemische Analyse, die die richtige Mischung von Sinnlichkeit und Seele in der Liebe feststellte. Die Sonne der Liebe scheint über Gerechten und Ungerechten, über reinen Herzen und verderbten Sinnen. Es ist so überflüssig zu grübeln, was Schein, was

Wesen ist. Ob es einen Gott gibt, darauf kommt es nicht an: wenn wir an ihn glauben, so ist er da. Was ich als Liebe empfinde, mag es auf Nunsinnlichkeit oder Autosuggestion beruhen: für mich ist es Liebe. Die Hysterische fühlt Schmerzen, die eigentlich nach dem Ausspruch des Arztes gar nicht vorhanden sein können, denn das betreffende Organ ist gesund. Dennoch, sie fühlt positiv die Schmerzen.

Was ist echte, was unechte Liebe? In der Tendenz Erzählung einer geistreichen Norwegerin verliebt sich eine verheiratete Frau — ihr Mann ist makellos, intelligent, gütig — in einen andern. Sie weiss auch, warum sie den andern liebt. »Du bist ein Tyrann«, sagt sie zu ihm, »und alles, was schrecklich ist, und dennoch, dennoch: mein Herr; hier ist mein Nacken.« Eine Liebe zum Gruseln? Nicht? Und doch ein Hinweis auf das Hieroglyphische, für den Verstand Unentzifferbare des erotischen Fühlens? Imponderabilien des Gemüts.

Weininger — er hat ja eine Gemeinde, wunderbarerweise gehören auch Frauen dazu — denkt entgegengesetzt über die Liebe. »Wer behauptete«, sagt er, »dass er ein Weib noch liebt, das er begehrt, lügt oder hat nie gewusst, was Liebe ist . . . Darum empfindet man es auch als Heuchelei, wenn jemand von Liebe in der Ehe spricht.«

Der Ausspruch eines entzückenden jungen Mädchens meiner Bekanntschaft passt hierher. Sie liebt einen jungen Mann.

»Werdet ihr euch heiraten?« fragt eine Freundin.

»Wie kannst du mir so unlautere Motive zutrauen?«

Man kann diesen Ausspruch verschieden deuten. Ich finde ihn reizend, rein, tief.

Plutarch teilt aus einer Rede des Persias die Worte mit: »Anständigen Weibern gebührt weder zu lieben noch sich lieben zu lassen.« Ein antiker Weininger.

Nietzsche: »Was weiss der von Liebe, der nicht gerade verachten musste, was er liebte?« Eine etwas satanisierte Erotik.

In einer berühmten Sittenschilderung der Konsulatszeit, als von ehrlosen Handlungen verschiedener Generäle die Rede ist, heisst es: »Wenn man um der Frauen willen seine Ehre preisgibt, handelt es sich nie um ehrbare Frauen. Für diese sind Entbehrungen, Zurechtweisungen, schlechte Behandlung. Für die anderen Artigkeiten, Geschenke, alle Annehmlichkeiten des Lebens, das heisst, alles, was den anderen zusteht.«

»Liebe des Weibes«, lässt sich ein anderer Schriftsteller vernehmen, »besteht aus den Ergebenheitsgefühlen, wie sie sich zwischen einem Höher- und einer Tieferstehenden immer entwickeln.« Sicher kein Feminist, dieser Herr!

Die undefinierbarkeit der Liebe erklärt diese so entgegengesetzten Ansichten. Liebe, Glaube, Hoffnung; diese holde Dreieinigkeit hat ein Gemeinsames: Wie selige Töne zieht's durch blaue Lüfte, wie das Rauschen des Morgenwinds, das einen Sonnenaufgang kündigt.

Wer je geliebt hat oder noch liebt, der hatte oder hat Stunden seligen Glaubens. Woran? An alles. Ein Psalmist der Liebe wird er. Er singt das hohe Lied der Liebe. Wer liebt, dem läuten alle Glocken von allen Domen der Welt. Verkündigungen läuten sie, ein Pfingstfest, das alle himmlischen und

irdischen Wonnen über ihn ausgiesst. Ein beflügeltes Sein, das zur Sonne will. Ein Hinauswachsen über Raum und Zeit: hinein in Ewigkeiten, Grenzenlosigkeiten. Ein Titanismus des Herzens, der den Himmel an sich reißt. Hallelujah: Ekstasen und dionysische Glückseligkeiten sind in ihm. Christenfrommheit und heidnische Ausgelassenheit. Metaphysisches. Eine goldene Brücke spannt die Liebe zwischen Himmel und Erde.

Und auf grund solcher Liebe sollte nicht in reiner Schönheit die Ehe erwachsen? Bezweifelt es jemand? Ja, der Skeptiker. Er lächelt und sagt: Das Heiratsmotiv der Liebe bestimmt das Schicksal der Ehe nicht. Keine Liebe, auch die heisseste nicht, schützt vor verhängnisvollem Irrtum. Ja, es scheint fast, als wäre der Irrtum die Regel.

Nichts Süßeres, aber auch nichts Vernunftloseres als die Liebe junger Menschen. Nicht auf einen Fels ist sie gebaut, eher auf Sand.

In meinen jungen Jahren hätte ich mit Entzücken Kreti und Pleti — wenn dieser Ausdruck auf das vornehme Geschlecht bezogen werden darf — geheiratet. In welch dümmliche Jungens waren wir jungen Mädchen alle verliebt; es konnten auch ältere, jeden Reizes bare Lehrer sein. Ich erinnere mich, dass ich in den 60jährigen, ziemlich hässlichen Prediger, der mich zur Konfirmation vorbereitete, sterblich verliebt war; ich schmachtete nach einem liebkosenden Wort oder Blick von ihm. Und ich war nicht einmal besonders temperamentvoll.

Nach 10, oder schon nach 5 Jahren, wenn wir die einst Angebeteten wieder sahen, standen wir vor einem Rätsel. Wie war's denn möglich! Wir schauerten bei der Vorstellung mit ihnen verheiratet zu sein.

Im Märchen wie im Leben der Liebe folgt auf Verzauberung: Entzauberung. Ein kleiner Unterschied ist da: In der Märchenentzauberung wird aus einem Ungeheuer ein schöner Prinz. Im Leben wird aus einem schönen Prinzen — beileibe kein Ungeheuer; immerhin nichts, was einem schönen Prinzen gleicht. Hängen wir zwischen dem 17. und 20. Jahr unser Herz auch nicht mehr ganz so täppisch an den ersten besten, so bleibt die Auslese immerhin willkürlich, fatalistisch. Sehen wir nicht täglich, dass liebe, gutgearbete junge Mädchen ernste, charaktervolle Männer, die um sie werben, ablehnen, während sie dem Charme eines Windbeutels unterliegen? Stehen wir nicht oft staunend vor einem Ehepaar? Wie konnte dieser hochgesinnte, ausgezeichnete Mann das reizlose, unbeträchtliche Persönchen zu seiner Gattin wählen? Oder jenes schöne, reichbegabte Mädchen, wie kam sie zu ihrem nichtssagenden Männlein?

Aber sie wählten sich ja eigentlich gar nicht; Sinnenschnsucht und Zufall führten sie zusammen. Irgend wo lebt vielleicht ein Mensch, der zu ihr, zu ihm gehört. Aber nie sind sie sich begegnet. Palme und Fichte. Und sie sucht, sie sucht; sie ruft, sie ruft, und es kommt: wer gerade in Hörweite ist. Und weil er zur rechten Zeit kam, hielt sie ihn für den Rechten. Sie war so tief in die Liebe verliebt und verwechselte Liebe und Person. Wir können es nicht hindern, dass ein junges Mädchen einem geistig und körperlich verderbten Menschen ihre Hand reicht, ahnungslos, dass mit ihrem Jawort die Tragödie ihres Lebens beginnt. Und ihr ist nicht zu helfen: denn sie liebt ihn.

Er heiratet ein Gänschen: aus Liebe. Sie heiratet einen Hochstapler: aus Liebe; Angelika Kaufmann ist ein Beispiel aus der Geschichte. Ein Blendwerk der Hölle? Nein: ein Blendwerk des Himmels. Die Gefühle lassen die Vernunft nach ihrer Pfeife tanzen. Und der *coup de foudre* in der Liebe? Er ist kein Märchen: Er sieht sie oder sie ihn, und ihre Seelen stehen in Brand. Sie haben noch kaum ein Wort gewechselt, er weiß nichts von ihr, sie nichts von ihm. Aber sie lieben sich rasend, bis zum Selbstmord, wenn ihrer Liebe keine Erfüllung wird. Siehe Romeo und Julia! Kann da von einem Teilhaben der Seele die Rede sein? Gewiss nicht. Echte Liebe oder unechte?

Wir wissen es ja alle, wissen es auswendig: »Es prüfe, wer sich ewig bindet« usw. Worte, o Schiller, Worte! Auch die allerweise-ten prallen von Verliebten ab wie ein hölzerner Pfeil an einer diamantenen Mauer. Es gibt in der Liebe keinen kategorischen Imperativ; das ist eben die Eigenart der Liebe, dass sie dem Wirbelwind gleich fortreisst, was sich ihr in den Weg stellt. Liebesleidenschaft ist eine gewalttätige Eroberin, die alle Bezirke des Geistes, der Vernunft unterjocht; ob der Sieg über Leichen geht, die Leichen seiner Überzeugungen, seiner Gesundheit, seiner Ehre. Wäre nicht nach der Definition der echten Liebe jede unglückliche Liebe — darunter eine unerwiderte verstanden — eine unwahre, unechte? Denn ihr fehlt ja das Kriterium der eigentlichen Liebe: die Sinnen- und Seelenübereinstimmung zweier Menschen. Und doch sind in der Statistik der Selbstmorde die unglücklich Liebenden überreich vertreten. Und alle jene, die zum Stamm der Asra gehören, »welche sterben, wenn sie lieben«, sterben sie um einer Liebe willen, die nur eine Neckerei des Erdgeistes war? Ja, liesse sich die Liebe so dirigieren, dass sie sacht und zartlich aus der Freundschaft erwüchse, wie aus der Knospe Blatt für Blatt sich entfaltet, so würde »mit dem Gürtel, mit dem Schleier« der schöne Wahn nicht entzweireissen. Könnte es nicht, denn es war kein Wahn.

Das Mittel — nicht das einzige und kein Allheilmittel — zur Beseitigung unwürdiger Ehemotive ist einfach, soweit das weibliche Geschlecht in Frage kommt: Die ökonomische Selbständigkeit der Frau ist's. Ein umfassendes Gebiet, das nicht mehr in den Rahmen dieses Aufsatzes gehört.

XXXXXXXX \XXXXXXXX\XXXXXXXX \ XXXX \ XXXXXXXXXX \ \ \

ROBERT MICHELS · EDMONDO DE AMICIS



ER die Hauptdaten des äusserlichen Lebensganges des popularsten aller modernen italienischen Schriftsteller, dessen plötzlicher Tod vor einem Jahr von seinem Volk als ein Ereignis nationaler Trauer aufgefasst und begangen wurde, oberflächlich und ohne Sachkenntnis betrachtet — 1846 Geburt, 1864 Eintritt in die Kriegsschule zu Modena, 1865 Leutnant, 1866 Beteiligung an der Schlacht von Custoza, 1871 Abschied, Übernahme der *Italia Militare*, des italienischen Militärwochenblattes, 1892 Beitritt zur sozialistischen Partei, 1898 sozialistische Kandidatur und Wahl zum Abgeordneten —, der wird den Dichter für einen wilden Feuergeist, einen Stürmer und Dränger halten, dessen Leben in zwei von einander völlig verschiedene, ja, einander entgegengesetzte Entwicklungsperioden zerfällt. Ein derartiges Urteil wäre aber weit davon entfernt auf historische Genauigkeit Anspruch erheben zu können.

De Amicis ist immer, auch als er als Leutnant des Königs Rock trug und als Militärschriftsteller ein Militärfachblatt redigierte, ein Volksfreund, ein Mann des Volkes gewesen. Schon als Militär war er nichts weniger als ein schneidiger Hurraschreier, nach dem der Offizier nur Befehle zu erteilen, der Soldat nur zu gehorchen hat, sondern er hatte einer Annäherung, einer seelischen Verschmelzung der beiden sozialen Gruppen im Heer das Wort geredet. Auch das literarische Schaffen De Amicis' war ein Ganzes, streng einheitlich und ohne Widersprüche, ohne Kontraste, sein ganzes Leben hindurch. Wie De Amicis in seinen militärfrommen Schriften, in denen er sich überdies stets nachdrücklich als ein Gegner des Blutvergiessens und als Friedensfreund erklärte, nie gegen die Arbeiter geschrieben hatte, so schrieb er in seinen späteren sozialistischen Schriften nie gegen die Machthabenden. Daran verhinderte ihn schon ausser allem anderen seine künstlerische Methode. Die Kunst De Amicis' war ganz *unmodern*. Keine Suche nach Originalität, keine souveräne Verachtung kleiner Motive, sondern ein zwar künstlerisch sehr feines, aber doch der Stimmung nach unaristokratisches Aufgehen in der Beschreibung intimer Seelenregungen von Alltagsmenschen und in der liebevollen Analyse von Alltagsgeschehnissen und Alltagssituationen. Seine Helden sind keine Herrenmenschen sondern Durchschnittsmenschen, soziale Menschen. In dieser Hinsicht sehen die *petits soldats* seiner ersten Erzählungen den kleinen Mädchen und Knaben des *Cuore* und diese wieder den kleinen sozialistischen Doktoren seiner Skizzen in den *Lotte Civili* durchaus ähnlich. Sie alle sind nicht so sehr Klassertypen als vielmehr schlankweg Menschen. Das menschliche Herz ohne alle berufliche Verbrämung: das war es, was sich De Amicis zum Gebiet seiner Untersuchungen erkoren hatte.

Edmondo De Amicis' schriftstellerische Produktion trägt also trotz seiner politisch-sozialen Wandlungen den Charakter vollendeter Einheitlichkeit. Das will aber nicht sagen, dass sie nicht vielseitig war. Mit Ausnahme des grossen Romans, der ihm nicht lag, hat sich De Amicis in allen Kunstgattungen des Schreibens versucht. Am berühmtesten sind seine Novellen. Insbesondere seine Novellen mit pädagogischem Anstrich, seine Schilderungen des Schullebens — allen voran sein in 36 verschiedene Sprachen übersetztes und in 82 Auflagen erschienenes Buch *Il Cuore* — haben sich geradezu Weltruf erungen. De Amicis hat sich durch sie im Herzen der Kinderwelt aller Länder und Sprachgebiete einen Platz gewonnen. Auch als Reiseschilderer hat er Schriften von bleibendem Wert geschaffen; die Frische seiner Erzählungen, die Liebe zum Stoffgebiet und der Enthusiasmus, mit dem diese zum Ausdruck kommt, die Feinheit der Milieuschilderung sind unübertrefflich. Endlich hat sich De Amicis auch als Philologe und Sprachforscher — in welcher Eigenheit er sogar noch nach seinem Anschluss an den Sozialismus von der toleranten Regierung zum wissenschaftlichen Beirat im Kultusministerium ernannt wurde — einen Namen von gutem Klang gemacht. Zu erwähnen sind noch ein Buch guter Gedichte, eine humorvolle psychologische Studie über den Wein, einige Bände literarischer und patriotischer Erinnerungen sowie eine Anzahl trefflicher Reden, unter denen besonders die, mit der der Dichter die Studenten der Stadt Turin zum Nachdenken über die soziale Frage und zur Brüderlichkeit gegenüber den um ihre Befreiung kämpfenden Arbeitern ermahnte.¹⁾

¹⁾ Diese Rede ist auch ins Deutsche übersetzt worden und unter dem Titel *Der Student und die soziale Frage* /Berlin 1895/ erschienen.

Edmondo De Amicis gehört zu der qualitativ wie quantitativ gleich bedeutenden Schar italienischer Intellektuellen, die einst ihr Leben für die nationale Freiheit ihres Vaterlandes eingesetzt hatten, dann, als diese erreicht war, aber merken mussten, dass die Lösung der nationalen Frage die der sozialen Frage nicht nur nicht herbeiführte sondern sie sogar erst in ihrer ganzen Schwere hervortreten liess. Eine drückende Enttäuschung bemächtigte sich der Seele des Gefeierten und zugleich ein inniges Mitleid mit dem proletarischen Elend. So wurde er denn Sozialist. Zwar kein Kämpfer — dazu fehlte es ihm, nach eigener Angabe, an allen erforderlichen Eigenschaften —, aber doch ein e c h t e r Sozialist, ein unermüdlicher Apostel, wie geschaffen zur Agitation auf der Basis ethischer Kategorieen, zu dem, was man in Italien nicht ohne eine gewisse Ehrfurcht als die *propaganda evangelica* bezeichnet. Ein religiöser Sozialist, ein Sozialist mit tiefem Glauben an den Sozialismus. Zugleich auch ein eifriger und einfacher Soldat, den sein Dichterruhm nicht daran hinderte in kleinen, engen, rauchigen Lokalen scheinbar unwichtigen Versammlungen beizuwohnen. De Amicis selbst hat die ersten Eindrücke beschrieben, die er hierbei empfing. Es war ihm, als schlosse er einen neuen heiligen Pakt für die Ewigkeit, als er seine weisse Dichterhand den russigen Fäusten der Turiner Proletarier zum erstenmal zum Gruss darbot. Das war die Zeit, in der Sozialist zu sein in Italien alles andere brachte als Lorbeeren, die Zeit, in der noch ein moralischer Makel auf der jungen Bewegung lag, in der, um mit De Amicis' eigenen Worten zu sprechen, ein anständiger Mensch, der sich herausnahm mit einem ausgesprochenen Sozialisten über die Strasse zu gehen, ebenso verwundert angestaunt wurde wie etwa ein Landgendarm, der mit einem bekannten Verbrecher Arm in Arm gesehen worden wäre. Daher ist es erklärlich, dass die Nachricht von der Bekehrung des Soldatendichters und Patrioten zum Sozialismus zuerst allgemein ungläubig aufgenommen wurde. De Amicis ist ein Philanthrop, wie es deren so viele andere in unseren Reihen gibt, sagte man. Aber De Amicis selbst nahm der Bourgeoisie die letzte Hoffnung, indem er öffentlich erklärte, sein Sozialismus sei mit dem der sozialistischen Arbeiterpartei identisch. Damals bemächtigte sich der herrschenden Klassen in Italien ein Schreck, der den Deutschen nur dann verständlich erscheinen dürfte, wenn sie an die Bedeutung denken, die in der öffentlichen Meinung dieses Volkes von Ästheten einem anerkannt grossen und geliebten Schriftsteller beigemessen wird. Am Tage nach der öffentlichen Erklärung De Amicis' standen die Behörden der alten Residenzstadt Turin, die sich der Dichter zum Wohnort ausgewählt hatte, fassungslos da. Der Regierungspräsident hielt in offenem Wagen einen Freund De Amicis' an und fragte ihn, ob es denn wirklich wahr sei; er könne es noch gar nicht fassen. Wer sollte das glauben? Solch ein guter Mensch! Und was solle man nur dagegen tun? Während dieser Hilflosigkeit konnte ein konservativer Stadtverordneter mit seinem Märchen Glauben finden, De Amicis sei ein ganz gefährlicher Mensch, als intimer Freund des Mörders Ravachol bekannt und als solcher soeben verhaftet worden.²⁾

Beim Sozialismus angelangt, hat sich De Amicis keine Mühe zu viel sein lassen ihn, den er von seiner gefühlsmässigen Seite tiefer erfasst hatte als jeder andere, auch als ökonomisch-wissenschaftliche Richtung kennen zu lernen. Nicht mit leichtsinnig genialem Schwung und poetischer Lizenz hat De Amicis den Sozia-

²⁾ Siehe De Amicis *La Carrozza di tutti* /Mailand 1896/, pag. 150.

lismus behandelt sondern mit dem tiefen sittlichen Ernst des Adepten ist er an dieses neue Wissensgebiet herangetreten. In jene Zeit fällt die Reise De Amicis' nach Mailand, zu dem Meister des italienischen Marxismus und politischen Führer der jungen revolutionären Arbeiterkolonnen, Filippo Turati, den er schon als Knaben gekannt hatte, als der vierjährige kleine Sohn des Regierungspräsidenten der Provinz Cuneo im Garten der Eltern De Amicis' heruntollte. Nun pilgerte der ältere Mann zum jüngeren, um sich mit der ihm eigenen grossen Bescheidenheit von ihm über den Sozialismus unterrichten zu lassen. Später hat dann De Amicis sich an gegnerische, den Sozialismus bekämpfende Schriften gemacht und sich in Polemik gegen sie versucht. Trotzdem ist De Amicis der eigentlichen Parteipolitik im engeren Sinne fern geblieben. Als im Jahre 1898 die Reaktion in Italien tobte und die tüchtigsten Führer der Sozialisten im Kerker oder in der Verbannung schmachteten, nahm De Amicis, um seine Solidarität mit den Verfolgten nochmals aller Welt kundzutun, eine Kandidatur an. Als er aber wirklich gewählt wurde, fühlte er sich zu wenig als Tagespolitiker, um das Mandat auszuüben. Dann kam Familienunglück über Familienunglück: der unaufgeklärte Selbstmord des ältesten, geliebtesten Sohnes und der Beginn jenes Zerwürfnisses mit seiner Gattin, die Gegnerin des Sozialismus war, das später unter hässlichen Begleiterscheinungen mit der Trennung endigen sollte. De Amicis verbrachte ein trauriges Alter, nur von seinem unermüdlichen Arbeitseifer aufrecht erhalten. Jedoch noch anderes kam dazu den Dichter immer mehr von der politischen Öffentlichkeit zu entfernen. Die Partei war ihm zu gross geworden. Das, was er vor allem in ihr gesucht, was für ihn ihr wesentlichster Anziehungspunkt gewesen war, die Einheit und Einheitlichkeit der Gefühle, der tiefbrüderliche Geist, der sie beseelte, war mit der Zeit dahin gegangen, unwiderruflich und unwiederbringlich, um dem harten Streit um die Taktik mit seinem traurigen Gefolge, den Gehässigkeiten gegenseitiger Anschuldigungen, Platz zu machen. Verschwunden waren jene Versammlungen, die De Amicis so schön beschrieben hatte, in denen die frischbekehrten jungen Leute aus dem Bürgertum, die jungen Akademiiker auch ihre letzten Zweifel an der Schönheit und Gerechtigkeit der Sache des Sozialismus verloren und gleichsam eine neue Seelenverfassung, eine bisher ungekannte Seelenruhe gewannen, jene Versammlungen, die in den Jungen weit über ihr Alter hinaus ernste Gedanken aufkommen liessen, die Alten an Herz und Geist erfrischten und verjüngten, jene Zusammenkünfte, die in allen ein Gefühl tiefen Wohlbehagens hinterliessen, gleichsam als ob in ihnen nicht geredet sondern wirklich Gutes geschafft, für die Welt Nützliches geleistet und für die Zukunft der heilige Samen der Wahrheit, der Güte und der Gerechtigkeit ausgestreut worden sei. An ihre Stelle traten aufgeregte Debatten über die Stellungnahme der Partei zum Ministerium und ähnliche Fragen des Tages, in denen die Genossen reichliche Gelegenheit fanden sich gegenseitig zu beschimpfen. Diesen veränderten Bedingungen war die politische Kunst und die sozialistische Nervenkraft des Ethikers nicht gewachsen. Nicht, dass er den Glauben an die Arbeiterklasse, an den Sozialismus oder auch nur an die sozialistische Partei verloren hatte. Aber er verlor doch seine Fühlung zur Gegenwart, seine Naivetät und seine Sängerkunst. Wenn De Amicis in den letzten Jahren für den Sozialismus noch das Wort ergriff, so geschah das in dem Ton eines im Innersten betrübten Menschen und mit dem heissen Bedauern die schöne Vergangenheit nicht ins Leben zurückrufen zu

können. An dem Wechsel der Szenerie ist auch der grosse Plan des Dichters gescheitert die Probleme des modernen Sozialismus in einem grossen Roman darzustellen, der den Titel *Il Primo Maggio* führen sollte. Die abgerissenen Bruchstücke, die De Amicis aus ihm im Laufe der letzten Jahre hier und dort, in Parteizeitschriften wie in literarischen Fachblättern, veröffentlichte, lassen die Grösse des Planes deutlich erraten und geben ein klares Bild von der Herzenswärme, dem Eifer und der Überzeugungstiefe, mit der der Dichter seine Aufgabe erfasst hatte. Aber der Roman blieb Fragment, und De Amicis wandte sich anderen Stoffen, der Aufzeichnung von allerhand Erinnerungen und einem Werk zur Reinigung der italienischen Sprache zu. »Wie sollte ich dazu kommen meinen Roman zu vollenden?«, sagte er mir noch im Herbst 1907, als wir in der Wohnung des Dichters gemütlich beisammen sassen, und ich die Gelegenheit benutzte ihn über diesen mit am Herzen liegenden Gegenstand zu interpellieren. »Der Sozialismus ist ein so ganz anderer geworden. Von der Bewegung von damals ist so wenig übrig geblieben. Ich müsste ja alles wieder umschreiben und nicht gerade zum Guten.« Und ein melancholisches Lächeln umspielte die Lippen des grossen Idealisten mit dem schneeweissen, üppigen Haarwuchs und der straffen militärischen Haltung.

Bekanntlich ist De Amicis als sentimental verschrien worden. In den Zirkeln langhaariger *Übermenschen* hat man geglaubt sich über den *weichherzigen Edmund* weidlich lustig machen zu dürfen. Witzblätter, deren Witz und künstlerische Auffassung bei dem Jahr 1850 stehen geblieben sind, haben den Dichterdargestellt, wie ihm ein ewiger Tränenstrom aus den Augen rinnt. Was ist an diesem billigen Spott Wahres? De Amicis war ein Optimist, sozusagen ein aprioristischer Optimist, ein Optimist aus Überzeugung und aus Charakteranlage. Und doch haben wenige einen tieferen Einblick in das Menschenherz getan als Edmondo De Amicis; kaum aber jemand einen liebevollern. Gewiss ist es De Amicis nicht entgangen, dass im Menschen eine Bestie wohnt. Aber er ist dieser Bestie schriftstellerisch aus dem Wege gegangen, und wo er sie unversehens dennoch antraf, da hat er sie mit freundlichem, vielleicht etwas melancholischem Humor mehr als eine schlechte Angewohnheit, die durch Güte und Selbsterziehung, insbesondere aber durch das belehrende Beispiel herzwarmer Menschen wieder eliminierbar sei, denn als inhärenten Bestandteil der menschlichen Natur behandelt. Sein Herz und sein Verstand drängten ihn gleichermaßen dazu seine vornehmsten Untersuchungen auf die anderen Seiten des menschlichen Wesens, auf die *guten Seiten* zu erstrecken. Auf diese Weise ist De Amicis der Dichter der Moral geworden. De Amicis wollte belehren, durch die Darstellung edler grossangelegter Menschen, feiner, altruistischer Seelenregungen erzieherisch, sittlich bessernd auf die Leser wirken. Denn er hat, über den Stoff hinweg, immer an den Leser gedacht. Seine Absicht war durch die Beschreibung dessen, was der Italiener *gentilezza* nennt, die *gentilezza* selbst zu wecken. De Amicis war ein Ethiker. Ein Ethiker, aber kein Pedant. Kein krankhafter Moralist, der sich aufdrängen will, kein rigoroser Mentor, der die ihn leitende Absicht in jedem Satz durchblicken lässt und deshalb jedem ästhetisch fühlenden Menschen auf die Nerven fällt. Sondern ein feiner geistreicher, nachsichtiger, echt menschlicher Pädagoge, der es nicht verschmäht gelegentlich auch einmal die unmerkliche Erziehungsarbeit durch eine derbhumoristische Schilderung erotischer Momente zu unterbrechen und

das Zwerchfell des Lesers in kräftige Schwingungen zu versetzen. Er war, wie ein italienischer Kritiker von ihm gesagt hat, ein Lehrer des Lachens im Weinen.

Immerhin lässt sich nicht leugnen, dass De Amicis, insbesondere in der ersten Periode seines Schaffens, seinem Optimismus vielfach zu freien Lauf gelassen hat. Wenn auch zugegeben werden muss, dass das Verhältnis zwischen Bur-schen und Offizier, überhaupt zwischen Vorgesetzten und Untergebenen im Heer, in der italienischen Armee, dem Nationalcharakter und den auf der Halbin-sel weniger stark ausgeprägten Klassenunterschieden entsprechend, weniger Schärfe und mehr Familiarität und Herzlichkeit aufweist als in manchen anderen Ländern, so sind doch jene bis zur Selbstaufopferung um ihre Bur-schen besorgten jungen Offiziere, wie er sie schildert, auch in der italienischen Armee nicht vorhanden, und wenn er auch in seinen Novellen von 1872 das Gute immer über das Schlechte siegen, das Gute immer belohnt und das Schlechte immer reuig und immer bestraft werden lässt, so war das nicht nur unwahr sondern wirkte auch an sich unerzieherisch. Deshalb ist auch im sozialistischen Lager bisweilen, wenn auch im Hinblick auf die allgemeine Ver-ehrung des Dichters nur in schüchterner Weise, die Klage laut geworden, De Amicis' Auffassung sei eine sehr bürgerliche: er habe von dem Ernst der sozialen Frage und von der Grausamkeit und Notwendigkeit eines unerbittlichen Klassenkampfes keine rechte Vorstellung; er sei ein Freund des sozialen Friedens, ein abgesagter Gegner jedes Kampfes, ein Pazifist vom reinsten Wasser. Aber De Amicis fasste den Sozialismus eben als Kulturbewegung. Richtig ist freilich, dass er der Kunst der Überredung und Überzeugung, dem Appell an Herz und Vernunft zu grossen Wert und zu grosse Wirksamkeit beimass, so sehr, dass die Helden seiner sozialistischen Skizzen und Erzählun-gen fast ausnahmslos uneigennützig, idealistisch gerichtete Intellektuelle, Aka-demiker, sind, was allerdings dem Milieu des italienischen Sozialismus ent-sprach. Seine persönliche Freundschaft zu Männern wie Turati und Pram-polini sowie seine evolutionistische Auffassung der Dinge haben ihn in den inneren Parteifehden — wenngleich er sich, um die Krise nicht noch weiter zu verschärfen, öffentlich nie geäussert hat und auf diese Fragen nur in intimeren Freundeskreisen zu sprechen kam — auf die Seite der Reformisten gestellt. Insbesondere war er ein Gegner — und mit Recht — der hohlen, auf-reizenden, aber tatenlosen und rein dekorativen *revolutionären* Phrase, die auch in gewissen Kreisen der Partei grassiert. Das stark in ihm entwickelte Wunschleben trübte übrigens keineswegs seinen Blick für die Realitäten des poli-tischen Lebens und die Notwendigkeiten geschichtlicher Gegensätze. Es ist einfach nicht wahr, was seine Gegner im internationalen Sozialismus³⁾ über ihn ver-breiteten, nämlich, dass er auch in seiner Eigenschaft als Sozialist in seinem *weinerlichen Sentimentalismus* jeder männlichen Regung des Zornes unfähig gewesen sei. Als Gegenbeweis sei hier an die energischen und nichts weniger als friedensapostolischen Worte erinnert, die der greise Dichter dem sozia-listischen Komitee für die russische Revolution in Turin kurz nach dem Peters-burger Dezemberblutbad zusandte:

³⁾ Ich denke dabei an einen ganz verständnislosen Artikel Maurizios *De Amicis und sein Sozialismus* in der *Neuen Zeit*, 1891-1892, 2. Band, pag. 626 ff., an die Schrift Labriolas (Arturo) *Riforme e Rivoluzione Sociale* (Mailand 1904), pag. 232, sowie an des gleichen Verfassers Aufsatz *De Amicis e il Socialismo Italiano im Pungolo*, 1908.

»Von ganzem Herzen vereinige ich meine Stimme mit der Furigen. Ich habe für das russische Volk, das im Namen des Menschenrechts kämpft, gegen eine Tyrannei die die Kultur Europas entehrt, nur Bewunderung übrig und entbiete ihm meinen Gruss. Ich beweine mit Euch die armen Opfer einer niederträchtigen Schlächtere, die durch Verrat und Feigheit noch entsetzlicher gemacht wurde, und gebe der Hoffnung Ausdruck, dass der Sieg, den die waffenlose Masse von gestern nicht erringen konnte, morgen der bewaffneten Masse zu teil werden möge, auf dass Europa von der Schmach einer barbarischen Autokratie erlöst werde, die im Aberglauben und in der Unwissenheit ihre Wurzeln hat, und die glaubt 150 Millionen Menschen mit der wilden Lanze der Kosaken regieren zu können.«

Gewiss hat De Amicis sich einstmals dem Problem des Kampfes um die Macht gegenüber zu Tolstojschen Grundsätzen bekannt. In dem Schreiben, mit dem er seine Wahl ins Parlament ablehnte, nannte er jede Gewalt »Verrücktheit und Verbrechen, auch wenn sie im Namen der heiligsten Sache angewandt wurde.« Aber die Geschichte belehrte ihn eines anderen. Er selbst war in Turin von dem Fenster seiner Wohnung aus Augenzeuge, mit welcher Roheit Polizeimannschaften und Truppen eine friedliche Demonstration der Arbeiterschaft zum 1. Mai auseinandertrieben. Da drängte sich ihm die Überzeugung auf, dass die Güte doch nicht allmächtig sei:

»Die Bourgeoisie wird die gerechte Sache der Arbeiter nie begreifen. Auch wenn das Wasser ihr am Halse stehen wird, wird sie noch nichts begreifen. Und sie wird zum Schluss ertrinken, ohne etwas begriffen zu haben.«

Eine seiner schönsten sozialistischen Skizzen, in der er in unmachahmlicher Weise den Wert des Wortes *Genosse*, im Italienischen noch ästhetischer und gefühlswärmer *compagno*, also genau übersetzt *Gefährte*, beschreibt, hat De Amicis mit den Worten geschlossen:

»Wenn auch Altersschwäche oder Krankheit oder geistige Ummachtung oder andere Schicksalsschläge uns in unseren letzten Lebensjahren dazu verurteilen sollten nur wehrlose und tatelose Kämpfer der Idee zu sein, die heute hell in unserem Geiste glänzt, so wird doch das Wort *Genosse* uns immer noch als die höchste Stufe, die unser Gewissen und unsere Lebensauffassung als Menschen und als Bürger erreicht hat, vorschweben. Und wenn dereinst unsere letzte Stunde schlägt, wird, wenn wir den Lieben, mit denen wir durch die Bande des Blutes am engsten verbunden sind, bereits Lebewohl gesagt haben, unser Auge noch nach einem andern Freunde suchen, nach einem wenigstens, den wir noch einmal *Genosse* nennen können wie einst in den schönen Tagen der Arbeit und des Kampfes. Und für alle die, die für die grosse Sache mit Ernst und Würde gearbeitet haben, wird der am heissesten, ja, der einzig ersehnte Nachruhm darin bestehen, dorthin, wo wir alle enden, von einem Fähnlein der Männer begleitet zu werden, denen wir im Leben jenen Namen gaben. Und dann möge der ärmste und gewöhnlichste unter jenen Männern uns noch einmal mit dem Wort, das uns so lieb und für uns so ehrenvoll war, anreden und uns ins Grab die Worte nachrufen: *Genosse, ruhe sanft! Wir werden den Weg den du gegangen bist, weitergehen.*«

Der Wunsch des sozialistischen Dichters ist erfüllt worden. An dem trüben Märztag des Jahres 1908, an dem die Leiche De Amicis' aus Bordighera auf dem Bahnhof in Turin ankam, um von dort nach dem Friedhof überführt zu werden, harrte seiner, mit tiefer Trauer im Herzen, eine vieltausendköpfige Menge. Eine bunte Menge. Sämtliche Schulen der Grossstadt waren geschlossen worden, und die Schüler, von den Studenten der Universität bis zu den kleinen Mädchen und Knaben aus den Elementarschulen, drängten sich in Begleitung ihrer Lehrer dem Toten das letzte Geleit zu geben. Auch die Dichter und Schriftsteller fehlten nicht. Selbst die offiziellen Gewalten waren vertreten. Der König hatte dem Sohne des Verstorbenen in einem warmherzigen Telegramm seinen Schmerz über den plötzlichen Heimgang des »vaterländischen

Dichters« übermittelt. Eine Kompagnie Soldaten und viele Offiziere folgten dem Sarge des ehemaligen Kameraden. Aber alles das war nur Beiwerk. Es waren die vielen Tausende von Arbeitern, die ihre Werkstatt verlassen hatten und mit roten Fahnen hinter dem Sarge herzogen, die dem Begräbnis sein wahres Gepräge gaben. Die Genossen brachten den Genossen zur letzten Ruhe. Am Grabe sprach der Oberbürgermeister der Stadt, der Regierungspräsident und der Konsul von Argentinien; aber den wärmsten Herzenston fand doch der Genosse Giulio Casalini, der im Namen der Partei und Gewerkschaften sprach und dem Verstorbenen als letztes Lebewohl nachrief, die Arbeiter Italiens würden ihren grossen Genossen nicht vergessen und ihm vor allen Dingen in den zwei Eigenschaften nacheifern, die ihn hoch über alle andern gestellt hätten: in seiner Überzeugungstiefe und seinem diamantenen Charakter.

XX

EDMONDO DE AMICIS · ZWEI GESCHICHTEN ZUM NACHDENKEN

DER ALTE MAURER



ND nun geh weg«, sagte Mario zu seiner Frau, »gleich muss der Maurer Peroni kommen, und ich habe mit ihm zu sprechen.«

»Gewiss über die soziale Frage«, antwortete die junge Frau mit gekünsteltem Ernst, und sie gab sich dabei Mühe ihrem hellen Stimmchen einen sonoren Ton zu geben. »Ach, diese soziale Frage, wenn du sie doch schon gelöst hättest!«

»Lache nur!« sagte der Mann. »Ich habe es dir schon einmal gesagt. Du hast die Stimme und die Grazie eines Sperlings, aber auch sein Gehirn, und darum verzeihe ich dir auch dein Lachen. Und nun, bitte, geh weg, lass mich allein!«

»Kann ich denn nicht hier bleiben?«

»Nein, mein Engel, du würdest ja doch nichts verstehen. Doch da es sich ja nicht um eine Verschwörung handelt, kannst du meinerwegen hinter dem Vorhang an der Tür bleiben. Nur darfst du dich nicht sehen lassen.«

»Und darf ich über eure Unterredung auch Aufzeichnungen machen?« fragte die junge Frau zurück, und um ihren Mund glitt ein spöttisches Lächeln.

In diesem Augenblick kam das Mädchen herein und meldete, der Maurer sei da. Die junge Frau stürzte mit der komischen Übereile eines erschrockenen Kindes hinter den Vorhang.

Der Arbeiter betrat die Stube. Seine Schritte schleiften den Boden. Er war nass und schmutzig, denn es hatte draussen geregnet. Mario bot ihm einen Platz an seinem Schreibtisch an, gerade sich gegenüber. Der Besucher sah sich langsam im Zimmer um und begann alle Gegenstände, die sich auf dem Tisch befanden, nach einander mit Aufmerksamkeit zu betrachten, gerade als ob er jeden einzelnen genau kennen lernen wollte. Obgleich er in dem selben Hause mit ihm wohnte, hatte Mario den alten Maurer fast ein ganzes Jahr über nicht mehr zu Gesicht bekommen. Es schien ihm, als sei er in der Zwischenzeit stark gealtert und auch noch verschlossener und düsterer geworden als zuvor. Er fragte ihn nach allerhand, auch nach seinen Kindern. Die Antworten kamen in kurzen, abgerissenen, mit gedehnter Stimme ge-

sprochenen Sätzen heraus, gerade als ob der Gefragte beim Reden kauen müsste und nicht im Stande wäre das Gekaute herunterzuschlucken. Dann hielt er plötzlich inne, wie wenn es ihm nicht glücke den richtigen Ausdruck für seine Gedanken zu finden, genau wie jemand, der beschlossen hat sich nicht anzustrengen, weil die Wirkung der Anstrengung ihm einer solchen nicht wert dünkt. In diesem Augenblick starrte er wie gebannt auf die Feder, mit der Mario während der Unterhaltung schrieb.

Endlich sagte er laut und deutlich: »Ich bin entlassen worden. Nach 22 Dienstjahren. Wiedererhalten könnte ich die Stellung ja gewiss. Aber ich müsste mich plattdrücken wie eine Spinne.« Und dann setzte er plötzlich hinzu: »Genug davon! Es hat ja doch alles keinen Zweck. Und dann . . . Doch es ist ja gleichgültig. Aber es gibt Stunden, da möchte ich . . .«

Der alte Arbeiter stand eine Zeitlang in Schweigen versunken da. Dann, gerade als ob in seinem Hirn und in seinem Herzen gleichzeitig eine Bombe losginge, kam seine Zunge plötzlich in Fluss. Und nun schüttete er seine Seele aus, mit einer Fülle ungeschliffener Beredsamkeit. Aber in dieser Beredsamkeit war Disziplin und Ordnung, wie sie auch die Ungebildeten zu Stande bekommen, wenn sie ihre Gedanken lange Zeit immer wieder von neuem durchdacht und in Ordnung gebracht haben . . .

Hier in diesem Haus, von der Tür seiner elenden Kammer, die in einer kleinen Seitenwand des Mietspalastes, die den inneren Hof abschloss, gelegen war, konnte er, wenn er seine Augen nach oben richtete, durch die seidernen Vorhänge der Fenster hindurch Wände mit reichen Tapeten sehen, auf denen Gemälde im goldenen Rahmen schimmerten, und von denen sich glänzende Möbel in stolzer Pracht abhoben. Da erblickte er auf den Balkons wertvolle Felle und Decken ausgebreitet; da gewahrte er Poularden und Truthähne an den Fenstern hängen; da schaute er auf wohlgenährte und wohlangezogene herrschaftliche Dienstboten, vornehme Herren, die Zigarre im Mund, elegante Damen, die schöne Bücher inmitten schöner Blumen lasen, Kinder, die sich mit kostbarem Spielzeug die Zeit vertrieben. Er hörte den Knall, den das Aufziehen von Flaschen begleitet, er vernahm, wie Klavier gespielt wurde, ihm drang das laute Lachen eingeladener, tafelnder Gäste ins Ohr, zu ihm klang das Geklirr der Gläser und des Porzellans aus den Küchen herüber, aus denen süsse Düfte seine Nase umspielten. Unter den Hausbewohnern war der Hausbesitzer, ferner ein Rechtsanwalt, ein Impresario, ein Oberst ausser Dienst, einige Beamte, einige Rentiers, ein Arzt und ein Kunstmaler. Allen erging es besser als ihm, obgleich keiner von ihnen sich so abschufelte oder sich je so abgeschuftet hätte wie er. Von allen der Ärmste war er selber, der 5 Jahre hindurch als Soldat gedient und 50 Jahre lang gearbeitet hatte, dessen Leben hundertmal auf dem Spiel gestanden hatte, dessen Gesundheit nun untergraben, und der vor der Zeit alt geworden war, der sich immer so ehrlich durchs Leben geschlagen hatte wie nur der ehrlichste von den Herren, und unter schwierigeren Verhältnissen als jene, und der eine Arbeit verrichtete, von der sein Gewissen und seine Einsicht ihm sagten, dass sie der Gesellschaft nicht weniger nützlich sei als die Arbeit, die jene Herren verrichteten. Warum stand er gesellschaftlich trotzdem tiefer als der geringste von ihnen? Warum war er der einzige von ihnen, der 10 Stunden am Tage arbeiten musste, um trotzdem nur mit knapper Not sein Leben zu gewinnen?

Warum war er der Ungebildetste, der am schlechtesten Ernährte und Bekleidete, der am wenigsten Angesehene unter ihnen allen? Der Gedanke an seine Armut wurde ihm beständig durch tausend peinliche und erniedrigende Vergleiche, die das tägliche Leben ihn anstellen liess, aufs neue erweckt. Das Gefühl, dass ihm Unrecht geschehe, wurde jeden Augenblick gereizt und geschärft durch tausend Töne, Gerüche, Handlungen, Anblicke und Worte. Und er besass nichts, was ihn auf andere Gedanken hätte bringen können, weder schöne Erinnerungen an sein vergangenes Leben noch angenehme Lektüre noch lustige Freunde, ja nicht einmal jene Stütze, die andere Arbeiter, ebenso arm wie er, die aber doch wenigstens des Lesens mächtig sind, in Büchern und Zeitungen aus der Hoffnung schöpfen, dass es ihnen und ihren Kindern über kurz oder lang einmal besser gehen möge. Er besass nichts, galt für nichts. Er war der Niedrigste, der menschliche Kehrichthaufen des Hauses, ein Halbstar, ein wirtschaftliches Werkzeug auf zwei Beinen, das beim frühen Morgenrauen zur Arbeit geht und, wenn es Nacht ist, schmutzig, verblödet und mit zerschlagenen Gliedern wieder nach Hause zurückkehrt, um einige Bissen gekochtes Mehl zu essen. So floss sein Leben dahin, ohne die geringste Veränderung, ohne Trost, ohne Lebensfreude, bis es eines Tages zu Ende sei.

Das war es, was der alte Arbeiter dem Herrn Doktor erzählte, wenn auch in anderen Ausdrücken. Als er zu Ende geredet, herrschte tiefes Schweigen. Mario sass in Gedanken vergraben da. Der Arbeiter nahm das Schweigen für ein Zeichen sich zu verabschieden. Er stand auf.

»Soll ich wieder gehen?« fragte er einfach.

Es lag in dieser Frage so viel traurige Ergebenheit, dass sie den jungen Gelehrten ebenso tief schmerzte wie alles, was er vorher gehört hatte. Deshalb fragte er sofort zurück, ob er denn etwas für ihn tun könnte.

Die Frage war aus tiefem Herzen gekommen. Der Maurer sah ihn mit einem Ausdruck im Gesicht an, in dem Dankbarkeit sich mit einem Gefühl ehrlicher Würde mischten, gerade als ob er sagen wollte: Ja, was sollten Sie denn in aller Welt für mich tun können? Arbeit können Sie mir nicht verschaffen. Sie könnten mir ja höchstens Almosen geben! Aber das sagte er nicht. Er sagte nur: »Ich danke Ihnen.«

In jener Frage des jungen Gelehrten und der Antwort des alten Arbeiters lag das ganze grosse Problem der Wohltätigkeit enthalten.

Der Maurer schickte sich zum Gehen an. Jedoch bevor er ging, liess er seinen Blick noch über die Tausende von Bänden schweifen, mit denen die Wände bedeckt waren. Mario, der zwei Schritte weit von ihm entfernt stand, sah den ungefügen grauen Kopf des Maurers für einen Augenblick sich im Profil auf den schönen weissen und vergoldeten Einbänden einer grossen Ausgabe heimatlicher Dichter und Historiker, die im Hintergrunde des Zimmers eine holzgeschnitzte, mit gläsernen Türen versehene Bibliothek schmückten, abheben. Seine niedrige Stirn schien gedankenleer, und seine Unterlippe war hängend wie von übermässiger Körperanstrengung. Er musste daran denken, dass jener arme Mann von allen jenen Gedankenwelten nicht einmal die Existenz ahnte, und dass ihm alle jene unendlichen Genüsse und Belehrungen, die ihm, dem jungen Doktor, aus ihnen zu teil geworden waren, für jetzt und immerdar verschlossen bleiben müssten, und da quoll aus seinem Herzen ein Strom des Mitleids mit jenem Blinden, dessen Auge die Schönheit der Welt nicht fasst.

»Sie haben aber viele Bücher«, sagte der Maurer endlich.

Diese naiven Worte brachten die Gedanken Marios auf eine andere Bahn. O, hätte er ihm entgegen mögen, wenn Ihr wüsstet, wie viele Hohlheiten, wie viele Lügen, wie viel falsche, ungerechte und niedrige Ansichten in diesen Büchern aufgestapelt liegen! Aber der alte Maurer hätte ihn ja nicht verstanden. Er sagte ihm deshalb nur, er hoffe, dass er ihn bald wieder besuchen komme, versprach ihm ihm nächstens einige Nummern des Fachblatts, das sich *Der Maurer* betitelte, zu geben, damit er sich des Abends daraus von seiner Tochter vorlesen lasse, und munterte ihn auf sich doch etwas mit den Interessen der Klasse, der er angehöre, zu beschäftigen.

»Wenn Sie selbst auch noch keine Besserung erleben sollten«, sagte er ihm zum Schluss, »so werden sie doch Ihre Kinder und Kindeskinde erleben. Das ist so sicher wie das Licht des Himmels. Aber Sie müssen ihnen Hoffnung einflößen und sie nicht durch Ihr Beispiel entmutigen. In anderen Ländern fängt es schon an besser zu werden. Warum sollte es sich bei uns nicht auch einmal zur Besserung wenden?«

Der Maurer sah ihn gross an. Um seine Lippen zuckte es leicht wie vor Mitleid, ja beinah vor Staunen und Verachtung über die Unkenntnis der Welt, die ihm aus den Worten des Gelehrten zu sprechen schien. Dann schüttelte er den Kopf, schlug in die Hand ein, die der Doktor ihm bot und murmelte wie zu sich selbst:

»Sie sind ja ein guter Mensch. Aber helfen tut das nichts . . . Es ist schon besser als nichts«, fügte er nach einer kurzen Pause hinzu. Und darauf ging er, mit seinem schiefgebogenen Rücken, den Anzug mit Kalkwasser bespritzt und nass vom Regen, wie er gekommen war.

Mario begleitete ihn bis zur Tür. Als er das Studierzimmer wieder betrat, sah er, dass seine Frau am Schreibtisch sass und das Kinn auf die Handfläche aufgestützt hielt.

»Du hast nun also zugehört?« fragte er sie. »Du bist ja so ernst. Sollte am Ende die Beredsamkeit des Maurers dies erreicht haben, was ich bei dir nie habe erreichen können? Sag, ist es so?« Und er legte seine Hand auf die Seite ihres Herzens und sagte mit innigem Ton in der Stimme: »Ich wusste es ja, du hast ein Herz.« Dann lächelte er und fragte: »Und nicht wahr, du wirst nicht mehr über die soziale Frage spotten?«

»Nein, nein, Mario«, sagte die junge Frau, und ihr Blick war starr in die Ferne gerichtet, wie von einem einzigen Gedanken befangen.

DIE TRUFE



LBERTO, ein Junge von zehn Jahren, spielte im Zimmer seines Vaters herum, als das Dienstmädchen hereintrat und meldete: »Der Herr Soundso ist da. Soll ich ihn eintreten lassen?«

»Der Tausend!« rief der Vater, legte das Buch, in dem er las — es war die bekannte Schrift des Juristen Garofalo über das, was er als *sozialistischen Aberglauben* bezeichnen zu können glaubte —, bei Seite und sprang vom Stuhl auf. »Nach 5 Monaten Gefängnis! Lassen Sie ihn sofort eintreten!«

Bei den Worten *5 Monaten Gefängnis* liess der Knabe vor Schreck sein Spielzeug fallen, zog sich in eine Ecke des Zimmers zurück und sah von dort mit

weit geöffneten Augen auf die Tür, durch die der Angemeldete in das Zimmer treten sollte. In seinem Hirn sah es wüst aus. Ihm war der Begriff *Gefängnis* von dem eines begangenen Verbrechens unzertrennlich. Alberto blieb auch dann noch starr vor Erschrecken, als er sah, wie sein Vater dem Freunde entgegenlief und ihn herzlich umarmte. Der Fremde war ein Mann von etwa 35 Jahren mit blassem, aber energischem Gesicht, ärmlich, aber reinlich gekleidet und von einfachen und offenen Manieren.

Der Fremde stellte sich mit dem Hausherrn an ein Fenster, und nun begann eine sehr lebhaft geführte Unterhaltung. Das war ein Fragen und Antworten ohne Unterbrechung und ohne Ende. Der Junge hörte von seiner Ecke aus dem Gespräch mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Als er aber unter anderem im Laufe des Gesprächs erfuhr, dass der Freund seines Vaters von 4 Gendarmen wie ein berühmter Mörder, den er kurz zuvor aus dem Gerichtsgebäude geführt werden sah, mit Ketten an den Händen mitten durch sein heimatliches Dorf nach dem Gefängnis geschleift worden war, machte der Schreck, den er schon vorher empfunden hatte, einem so offen zur Schau getragenen Entsetzen Platz, dass der Fremde, als er zufällig einmal seine Augen auf den Knaben fallen liess, sofort gewahr wurde, in welcher Gemütsverfassung sich dieser seinetwegen befand. Aber noch früher als er war der Vater auf seinen Sohn aufmerksam geworden.

Auf einmal nahm der Vater einen Pack Zeitungen aus einem Kofferchen, das er im Zimmer stehen hatte, überreichte es seinem Freunde und sprach zu ihm:

»Alles, was ich Ihnen jetzt zu sagen hätte, ist in diesen Blättern, die ich für Sie gesammelt und aufbewahrt habe, enthalten. Lesen Sie sie durch. Sie werden daraus sehen können, dass wir während Ihrer Abwesenheit stets an Sie gedacht haben. Sie werden in ihnen meine Gefühle und die aller anderen *Missetäter* niedergelegt finden.«

Der Fremde nahm die Zeitungen, setzte sich mit dem Rücken an das Fenster und begann sich in sie zu vertiefen. Sein Freund liess ihn so lange allein und wandte sich wieder seinem Sohne zu. Er wartete auf eine Frage, die er ihm schon lange auf den Lippen brennen sah. In der Tat flüsterte der Knabe alsbald seinem Vater die Worte zu:

»Vater, was hat denn dieser Herr verbrochen?«

Der Vater lächelte: »Was er verbrochen hat? 5 Monate Gefängnis hat er verbrochen.«

Der Junge blieb einen Augenblick verwirrt. Aber er fasste sich und fragte ängstlich:

»Wer ist denn dieser Mann?«

Der Vater setzte sich und zog den Sohn auf seinen Schoss.

»Nun«, sagte er, »diese Frage lässt sich schon leichter beantworten. Nur fürchte ich, du wirst mich trotzdem nicht begreifen. Höre gut zu. Du musst wissen, dass es in allen Ländern eine Reihe von Leuten gibt, unter denen sich viele Gelehrte und Männer von Genie, ja selbst viele Reiche befinden, die der Meinung sind, dass ein grosser Teil des grenzenlosen Elends und der entsetzlichen Ungerechtigkeit, die auf der Welt lasten, bescitigt werden könnte. Diese Leute glauben, das Heilmittel bestehe darin, dass die heutige Gesellschaft.

in der jeder einzelne nur durch den Kampf gegen alle anderen lebt, sich zu einer grossen Gemeinschaft, in der alle arbeiten, umformt. In dieser neuen Gesellschaft müsste die Arbeit nicht mehr zum Zweck des eigenen Vorteils getan werden, und dürfte der Mensch nicht mehr vom Menschen, und zwar die grosse Mehrheit von einer verschwindenden Minderheit, wirtschaftlich abhängen, sondern die Gesellschaft selbst müsste alles allen gleicherweise geben. Das müsste dann eine Gesellschaft sein, in der nicht mehr wie in der heutigen neben einer grossen Anzahl von Menschen, die sich bis zu Tode abquälen und doch arm bleiben, und einer weiteren Riesenzahl, die überhaupt keine Arbeit finden, und die am Verhungern sind, Tausende und Abertausende von Menschen existieren, die gar nicht arbeiten und trotzdem in Wohlstand leben. Hast du mich so weit verstanden? Nun wohl, liebes Kind, alle die Männer, die wünschen und hoffen, dass einstmals ein Tag kommen möge, an dem alle Menschen in Eintracht für ihr eigenes und das Gesamtwohl zusammenarbeiten, ohne dass der eine dem anderen das Brot vom Munde wegnimmt, und an dem alle den gleichen Anteil am Kulturleben haben, gleichwie Söhne, die ein und der selben Familie angehören, und in der alle auf die gleiche Weise geliebt und geschützt werden, nennen sich Sozialisten. Und was tun diese Männer? Sie setzen alle ihre Kraft darein den anderen zu beweisen, dass eine solche Umwandlung der Gesellschaft nicht nur wohl möglich wäre, sondern dass sie allmählich mit der Macht einer wahren Naturentwicklung sich vollziehen wird, dass aber zu ihrer Beschleunigung, und um jede Anwendung von Gewalt auszuschalten, alle Menschen sie herbeiwünschen und vorbereiten müssten, indem sie den Massen ein klares Bild von ihren Pflichten und ihren Rechten entwerfen. Und was tun diese Männer weiter? Sie überzeugen ihre Klassengenossen, dass sie ihr Ziel nur dann erreichen können, wenn sie die Vertretung ihrer Interessen und ihrer Willensrichtung Männern anvertrauen, die an diesen Zielen ein persönliches Interesse haben, mit anderen Worten, die jener Riesenfamilie, auf der Elend und Unrecht lastet, angehören.

Habe ich mich klar genug ausgedrückt? Nun, lieber Junge, der Mann, den du heute bei mir siehst, ist so ein Sozialist. Er ist ein Arbeiter, der arbeitet, um sein tägliches Brot zu haben. Aber das bisschen freie Zeit, das er hat, benutzt er dazu, um umherzugehen und seine Kollegen aufzuklären, sie zu belehren und ihnen seinen eigenen Glauben mitzuteilen. Dabei reizt er nicht etwa zum Hass auf, gegen wen immer es sei. Im Gegenteil, wo er in den Herzen seiner Mitmenschen persönlichen Hass antrifft sucht er ihn zu löschen. Er ermahnt die Leidenschaftlichen zur Mässigung. Er hält die Unwissenden an sich zu bilden. In Streitsachen tritt er als Vermittler auf. Er verweist die Armen und Elenden auf eine bessere Zukunft, die ihnen durch die Kraft der Wahrheit und des Rechtes auf friedlichem und gesetzlichem Wege, wenn erst die Wahrheit von allen erkannt und das Recht von allen gewollt werde, entstehen muss. Bedenke wohl, lieber Junge, alle diese Mühen und Sorgen nimmt dieser Mann nur deshalb auf sich, um dem Gesamtwohl zu dienen, und zwar obgleich er sehr wohl weiss, dass er selber das Ziel seiner Wünsche nicht mehr erleben wird. Er lebt arm, denn er ist arm. Aber das wenige, das er entbehren kann und das uns anderen zum Leben absolut notwendig dünken würde, gilt ihm schon für überflüssig und nur dazu da, um verschenkt zu werden. Wenn er reich wäre, würde er sein ganzes Vermögen

weggeben. Wenn sie ihm sein Leben abforderten, würde er auch das Leben geben, denn ihm liegt nichts am Leben, er hängt nur an seinem Ideal. Seine Vergangenheit hat keinen einzigen dunklen Punkt. Er ist herzengut und harmlos wie nur je ein Kind. Du weisst, dass ich in meinem Leben viele Menschen kennen gelernt habe. Du wirst deshalb ermassen können, was es heisst, wenn ich dir sage, dass dieser Mann da einer der ehrlichsten, uneigennützigsten und achtungswertesten Männer ist, denen ich begegnet bin. Deshalb gehört ihm auch meine Liebe und meine Bewunderung.«

Der Knabe verharrte in tiefem Nachdenken. Er blickte sorgenvoll von seinem Vater auf den *Sträfling*, und von diesem wieder auf seinen Vater. Endlich sagte er:

»Ja, aber dann Ja, warum hat man ihn aber dann ins Gefängnis gesteckt?«

»Weil er alles das denkt und sagt, was ich dir eben erzählt habe.«

»So? Ja, dann könnten sie dich ja auch ins Gefängnis werfen, weil du doch genau so denkst wie er?«

»Ja gewiss!«

»Warum haben sie denn dann aber nur ihn eingesteckt?«

»Weil er unsere gemeinsame Ansicht in stärkerer Tonart und mit grösserer Offenheit vertritt als ich, weil er weniger egoistisch und viel ehrlicher ist, weil er die Menschheit inniger liebt, und mutiger und edler ist als ich.«

Auf diese Worte verstummte der Junge jäh. Mit weit geöffneten Augen starrte er den Fremden an. Dieser aber achtete nicht seiner sondern las weiter in seinen Zeitungen.

Da trat der Vater wieder zu seinem Sohn.

»Höre mal, du bist ja ein guter Junge«, sagte er ihm ins Ohr. »Weisst du, als der Fremde vorhin in das Zimmer trat, hat er wohl bemerkt, dass du vor ihm Angst gehabt hast, gerade als ob er ein Strassenräuber sei. Das musst du wieder gut machen. Geh hin zu ihm und frage ihn, wie es ihm geht.«

Der Junge ging langsam, wie zögernd, auf den *Sträfling* zu und drängte sich zwischen die Kniee des Mannes. Kein Wort kam über seine Lippen, aber er hielt ihm seinen blonden Kopf hin, als wollte er ihn um eine Liebkosung bitten. Da legte der Fremde seine Zeitung bei Seite, sah erst den Vater an, dann den Sohn und begriff. Ein Lächeln spielte um seinen Mund. Sein tapferes Herz, das inmitten aller Verfolgungen, und selbst als ihm der Schimpf der Handketten angetan wurde, nicht einen einzigen Moment der Schwäche gehabt hatte, wurde gerührt. Die unbewusste Huldigung des Knaben stellte sich seinem Herzen wie ein schönes Zukunftsbild dar: Es kam ihm vor als ob in diesem Augenblick die neue Generation von grossmütigem Eifer gepackt, dem Ideal, dem er sein Leben geweiht, Treue schwöre. Einen Augenblick lang sah er seinem jungen Freund mit vor Freude schimmernden Augen ins Antlitz, dann nahm er den blonden Lockenkopf zwischen beide Fäuste und drückte ihm einen Kuss auf, der ihm mit Begeisterung wiedergegeben wurde.

Als der Junge sich wieder seinem Vater näherte, zeigte er ihm mit Verwunderung, dass seine Stirn nass geworden sei.

„Lass stehn!“ sagte der Vater, „lass stehn! Es ist das Wasser deiner Taufe.“

.

FRANZ STAUDINGER · STREIFZÜGE DURCH DIE RELIGIONS-PHILOSOPHIE UNSERER TAGE



COHEN hat ganz recht, wenn er sagt, in der religiösen Opposition liege nicht eine Verneinung der Religion.¹⁾ Vielmehr bestätige sich »in der radikalen Bestreitung der alte eingewurzelte Trieb nach ihren Urquellen und Urrechten«. Das ist freilich nur dann richtig, wenn man unter *Religion* kein Dogma mehr versteht, wenn man mit Cohen die Sittlichkeit als Lehre vom Menschen und die Religion als die Einheit, daraus die Sittlichkeit sich gründet, ansieht, wenn man in ihr eine »Zusammenfassung aller Anliegen und Richtungen des menschlichen Geistes sieht«, das Interesse an der sogenannten *Person* und dem Leben *Gottes* aufhören lässt, wenn die »Idee genügt« als der Gott, der nach dem Propheten Micha »den Menschen verkündet, was gut ist«. Ob aber gewisse Leute nicht gerade das atheistisch nennen?

Im Wesen gleich mit Cohen denkt Natorp in seinem Büchlein *Religion innerhalb der Grenzen der Humanität*.²⁾ In diesem Buch, dessen alter Fassung nun noch eine Auseinandersetzung mit seinen Kritikern, besonders auch mit Cohen angefügt ist, betont er mehr als dieser speziell das Gefühl und die Darstellung des Unendlichen in endlicher Gestalt, also die religiöse Symbolik, wogegen auch er alle *Transzendenz* für die Religion ablehnt. Stärker noch als Cohen betont er sodann das Gemeinschaftsbewusstsein, die Arbeitsgemeinschaft als Bürgerschaft für den Bestand solcher Religiosität. Ich möchte dem hinzufügen: Religion ist keineswegs, wie man sie oft fasst, eine bestimmte Glaubensmeinung, nicht irgend ein Kultus: Das sind Erzeugnisse und Spiegelungen der Religion zuweilen auch nur Vorspiegelungen von Religion. Religion ist nicht dieser oder jener Teil des Daseins, sie lässt sich im Grunde ebensowenig beschreiben oder bestimmen wie das Bewusstsein selbst. Sie ist nichts, was eigentlich in eine philosophische Formel gefasst werden kann, nichts neben dem Leben sondern der im Leben jedes Besseren treibende Zug nach aufwärts und vorwärts. Sie ist die nicht begriffliche sondern lebendige Grundrichtlinie auf einheitliche Erhöhung des Gesamtdaseins, des Individuellen in dem Gesamten und umgekehrt. Die philosophische Formel mag da klärend wirken, wenn sie verständlich ist, schöpferische Macht hat sie nicht. Werden daran die beiden Genannten viel auszusetzen finden?

Religion als solcher Zug nach Einheit und Zusammenhang des Lebens, nach aufwärts und vorwärts war schon da, als die Menschen Schlangen oder Gestirne, Nitzliputzli oder Moloch anbeteten. Sie ist ebenso möglich im Gebet zum Dreieinigen wie schliesslich in der gebetlosen Zielrichtung des Wollens auf Verwirklichung solcher Einheit in der Gemeinschaft und im einzelnen durch die Gemeinschaft. Man bedenke, woraus die Kulte entspringen: schon im primitivsten Religionsbewusstsein drängen sie sich doch nur aus dem Bedürfnis heraus Einheit im Leben zu erzielen, und wenn es sich im einzelnen um ganz materielle Begehren handelt. So sucht man die Einheit, die man vermisst und nicht selbst schaffen kann, mittelst der Einwirkung auf diejenigen übersinnlichen Mächte zu schaffen, die kindliche Vorstellung als wirksam auf Menschenheil ansieht.

¹⁾ Siehe Cohen *Religion und Sittlichkeit* Berlin 1907.

²⁾ Siehe Natorp *Die Religion innerhalb der Grenzen der Humanität*, 2. Auflage Tübingen 1908.

Danach aber tritt diese Einwirkung oft in den Vordergrund, erscheint als die Religion selbst, und die eigentlich innewohnende Triebkraft, die als deren Lebenskraft dauernd im Vordergrund steht, bleibt im Hintergrund des Bewusstseins. So kann es kommen, dass der ganze Eifer der Menschen sich auf diese Zutat statt auf den Lebenszusammenhang selbst richtet, ja, dass in diesem durch Unterdrückung, Raub, Zwist alle Einheit zerstört wird, während man mit besonderer Strenge an Kult und Glaube als der Religion festhält.

Dem gegenüber dürfen wir uns nicht mit blosser Bestreitung der letzten Erscheinung, die gerade heute wieder besonders stark hervortritt, begnügen. Wir müssen in den Kern der Sache eindringen, von hier aus kritisieren und bilden. Von hier aus betrachtet, fusst also die religiöse Frage durchaus in der sozialen Frage. Ihre Ausgestaltung wird, wenn auch die Menschen noch so sehr davon absehen und in metaphysischen Nebeln stochern, doch von den realen Mächten gelenkt. Das erkannte Professor von Liszt in seiner Rede, die er am 8. Mai vorigen Jahres neben Bölsche, Fulda, Otto Ernst, Naumann und anderen in der Berliner Versammlung der *Goethebünde* wider die einreissende Verdummungspolitik hielt, sehr deutlich an.³⁾ »Weil unsere Gegner«, so sagte er, »ohne von des Gedankens Blässe angekränkelt zu sein, in robuster Gesundheit den Willen zur Macht betätigen, haben sie die politische Herrschaft über uns.« Dass auch er selbst vor zwei Jahren, genasführt, half diesen selben Gegnern ihre Macht von neuem zu befestigen, davon freilich sagte er nichts; aber darin hatte er vollkommen recht, dass er hinsichtlich der Kultur- und Bildungsfrage, die mit der religiösen auf das innigste zusammenhängt, auch auf die reale Macht hinwies. Nur ist es nicht die politische Macht allein sondern vor allem deren Grundlage, die wirtschaftliche, die den Ausschlag gibt. Doch das nebenbei. Wer des einmal inne geworden ist, der wird nicht wie der gute Dr. Konrad Küster meinen,⁴⁾ Konfessionen könne man durch *Religion* überwinden, die intellektuell ist, der wird auch nicht sagen, in der Entwicklungslehre liege die Grundlage neuer Religion. Die Entwicklungslehre gibt uns wohl ein Stück neuer Einsicht, wenn sie richtig angewandt wird, aber unser Leben ausfüllen: das kann sie doch nicht. Sie kann gerade so gut Licht wie Irrlicht werden, wie sie es vielleicht für einen Max Werner geworden ist, der bereits ein Programm für einen monistischen Gottesdienst entwirft, dabei aber über Ethik und was dazu gehört, höchst gedankenblasse Anschauungen entwickelt.⁵⁾ So sagt er, man solle nicht predigen: *Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst!* Warum nicht? Ich meine vielmehr, gerade das müsse man. Nur muss man wissen, was es bedeutet. Doch keineswegs, dass man jeden abküss, wohl aber, dass man sich grundsätzlich kein Sonderrecht vor dem des anderen in der Gemeinschaft zuzusprechen sucht. Solch ein grosser, guter Spruch konnte eben nur aus einer kleinen Gemeinschaft der Urchristenheit hervorgehen, einer Nazarenergemeinschaft, worin einer ganz naturgemäss für den andern eintreten musste. In einer Herrenmengesellschaft ist diese Moral ganz undenkbar. In einer Handelsgesellschaft gilt sie nur teilweise. Die *Christen* der Kirche leugnen den Satz freilich nicht mit dem Munde: aber um so mehr mit der Tat. Unser Monist

³⁾ Siehe die Sammlung von Reden, die die Verlagsanstalt *Concordia* unter dem Titel *Im Kampfe um die Weltanschauung* /Berlin 1908/ herausgegeben hat.

⁴⁾ Siehe Küster *Die Bekämpfung der Konfessionen durch Religion* in den *Gesammelten Schriften*, 2. Band /Berlin 1907/.

⁵⁾ Siehe Werner *Das Christentum und die monistische Religion* /Berlin 1908/.

ist ehrlich und will ihn auf tatkräftiges Mitgefühl beschränken. Diejenigen, vielleicht echteren Christen, die sich gar nicht so nennen, aber machen möchten, dass mit diesem Spruch wieder ein wenig Ernst werden kann, die kümmern sich wohl um keine monistische und keine dualistische Kirche. Die wollen praktische Religion. Oder glaubt man, wie Gustav Simons,⁶⁾ ohne solche mit dem Ruf zur Ausscheidung des Juden-, Christen- und Jesuitengiftes fertig zu werden? Was daran Gift ist, kann eben erst wegfallen, wenn die Bedingungen dazu fehlen. Aber etwas ganz, ganz anderes ist's, wenn man jemand wehren will sein Empfinden in jüdischen oder christlichen, buddhistischen usw. Symbolen auszudrücken. Der Kampf dagegen würde gerade so fanatisch sein wie der Kampf der Träger dogmatischer Symbole es oft gegen die Träger anderer war. Es kann sich auch nicht um den Kampf zwischen Dualismus und Monismus handeln, wie ihn auch der wackere J. Koltan predigt.⁷⁾ Das sind und bleiben rein metaphysische Fragen, über die vielleicht Schulen streiten mögen, wenn's ihnen geschickt genug ist, mit denen man aber praktisch wie theoretisch nichts anfangen kann. Gewiss, man muss auch gegnerische Ansichten bekämpfen; jedoch muss man sich selbstverständlich zuerst darüber klar sein, was und wie man bekämpft. Den Neovitalisten Reinke muss dessen Gegner, wenn er der Sache gewachsen ist, mit wissenschaftlichen Gründen bekämpfen, dem Zeloten Reinke, der im Herrenhaus gegen Haeckels Lehre den Staat herbeiruft, dem muss etwas anders gedient werden. Wenn die Herren Bekämpfer des Dogmas nur dabei nicht gleich selber wieder dogmatisch würden. Die Herren Professor Plate und andere Anhänger des Monismus, die sich seinerzeit auf die Herausforderung des Paters Wasmann zum Rededuell nicht drückten sondern dem Manne frisch und forsch die Doppelstellung, in der er sich befindet, unter die Nase hielten, hatten darin gewiss ganz recht. Aus dem Bericht darüber ist aber auch ersichtlich, dass die monistischen Eiferer, statt einfach diesen Widerspruch zu konstatieren, selbst Spaziergänge in die Unendlichkeit machten und da von Ewigkeit und Urzeugung Dinge zu sagen hatten, von denen sie genau ebensowenig wissen wie Wasmann vom Gegenteil.⁸⁾ Dass es doch den Menschen so schwer wird *Ich weiss nicht* zu sagen, wo sie wirklich nichts mehr wissen. Dass sie immer wieder in die Unendlichkeit schweifen, das doch Unendlichkeit selbst nur der Ausdruck dafür ist, dass uns der Atem ausgeht. Wollten sich diese Herren die Bedachtsamkeit zum Muster nehmen, mit der der bereits früher von mir besprochene Alexander von Brandt, der doch von gleichen Gesichtspunkten ausgeht, diese Frage in seinem Büchlein *Vom Materialismus zum Spiritualismus* behandelt.⁹⁾ Wirklich, Professor Eduard Gronau, der durch eine warmherzige, vorwiegend symbolische Auslegung für das apostolische Glaubensbekenntnis eine Einigung im Geiste erzielen will, möchte mir, so oft man über Einzelheiten den Kopf schütteln und seine wahrhaft kindliche Auffassung speziell der sozialen Frage belächeln mag, doch sympathischer und für manche Kreise fortschrittwirkender erscheinen als dogmatisches Gepolter wider die Dogmatik.¹⁰⁾ Dem Prälaten Fischer freilich, der in einer *Überphilosophie*, die er Herrn Reinke zueignet, und die die Krone unter

⁶⁾ Siehe Simons *Die natürliche Weltanschauung* (Berlin 1908).

⁷⁾ Siehe Koltan *J. Reinkes dualistische Weltansicht* (Frankfurt am Main 1908).

⁸⁾ Siehe Plate *Ultramontane Weltanschauung und moderne Lebenskunde, Orthodoxie und Modernismus* (Jena 1907).

⁹⁾ Siehe die Rubrik *Philosophie* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1908, 2. Band, pag. 1026.

¹⁰⁾ Siehe Gronau *Das apostolische Glaubensbekenntnis* (Sondershausen 1908).

seinen Werken bilden soll, die »einäugige bleichsüchtige Philosophie« durch eine »nervenstarke und nervenstärkende« ersetzen will, indem er stets aus zwei philosophischen Gegensätzen ein Mittelding in freier Luft konstruiert, nein, diktiert, wird man kaum Anerkennung für seine Leistung zollen können.¹¹⁾ Er meint, »das Sein kann nur unter der Voraussetzung, dass es etwas Gedankliches, dass es ein Gedankenausdruck ist, von uns wieder auf einen Gedankenausdruck gebracht werden«. Dieser antiquarische Gedanke ist freilich nervenstärkend, weil er heute etwas zwerchfellerschütternd wirkt. Und wenn der Verfasser am Schluss des Buchs, »die genussvolle Tätigkeit im Leben nach dem Tode«, wohin Verfasser ja zweifellos einen Sonntagsnachmittagsausflug gemacht haben muss, schildert, so überlassen wir ihn lieber seinen Betrachtungen. Aber auf seine Überzeugung werfe man keinen anderen Stein als den, dass man das methodisch unerlaubt findet, sogar in einer *Überphilosophie*. Selbst solchen Anschauungen darf man nicht mit Redensarten von *schurkischen Betrügnern* und *listigen Gaunern* gegenüberreten, wie es Johannes Zerr tut.¹²⁾ Mathieu Schwann hat über diese knorrigen Ergüsse eines jedenfalls kreuzbraven Zimmermanns ein sehr lobreiches Vorwort geschrieben. Wenn die Toten erwachen, pflegen sie freilich mit Händen und Füßen herumzufuchteln. Das geht auf allen Gebieten so. Aber zu loben braucht man das denn doch nicht. Wenn nun der Spiess umgekehrt würde? Schliesslich ist es auch gerade keine geniale Weisheit, wenn in dem Heftchen auf die Schwierigkeit einer Jenseitsreise selbst bei Lichtgeschwindigkeit solch ein Nachdruck gelegt wird. »Das wird der liebe Gott schon im Augenblick fertig bringen«, sagt das fromme Mütterchen.

Eine ganz andere Sache ist es, wenn man zeigen kann, dass und wie die Religionsvorstellungen und die Kirche, nicht die Religion — denn die eben fehlt dabei — zu sehr irdischen Machtzwecken missbraucht werden, wie es seinerzeit Gottlieb Denker in seinem vortrefflich geschriebenen Schriftchen *Kirche und Sozialdemokratie* in Hinblick auf die Behandlung des Falles Korell in der hessischen Landessynode getan hat.¹³⁾ Da sagte selbst ein Pfarrer Guyot, einer der wenigen, die Korell nicht verdammt, ein hessischer Pfarrer könne nicht Sozialdemokrat sein. Ein schweizerischer Pfarrer kann es. Dort sind manche, wie Pflüger, geradezu Parteimitglieder, andere, wie Hermann Kutter, scheuen sich keineswegs sich zum Sozialismus zu bekennen. In seinem Buch *Wir Pfarrer* sagt Kutter geradezu: »Muss da die vom Sozialismus so energisch postulierte allgemeine Menschenverbrüderung nicht ins Dasein treten, wenn Ernst mit dem Evangelium gemacht wird?«¹⁴⁾ Nicht nur religiöse Ansprachen verlangt er, »die in ihrer Allgemeinheit ebenso gut in China gehalten werden könnten«, er will auch gegen eine Gesetzgebung reden, die »bis auf verschwindende Ausnahmen den Interessen des Kapitals« diene. Das Buch geht realistischer ins Zeug als seine früheren *Wir müssen und Gerechtigkeit*. Kritik möchte ich am einzelnen nicht üben; aber betonen muss ich, dass hier ein Pfarrer einmal den inneren Zusammenhang nicht so sehr der christlichen Lehrmeinungen sondern des christlichen Lebensinhalts mit dem Sozialismus begreift. Das tut ein Schweizer Pfarrer. Haben wir in Deutschland keine solchen? O doch!

¹¹⁾ Siehe Fischer *Oberphilosophie* (Berlin 1907).

¹²⁾ Siehe Zerr *Der Jenseitslüge Ende* (Berlin 1907).

¹³⁾ Siehe Denker *Kirche und Sozialdemokratie* (Mainz 1907).

¹⁴⁾ Siehe Kutter *Wir Pfarrer* (Leipzig 1907).

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Politik / Max Schippel

Finanzreform Die vorläufige Verständigung über den sogenannten *direkten Steuerfaktor* bei der Reichsfinanzreform hat in den letzten Wochen wohl immer neue Gegner, und zwar keineswegs zu verachtende Gegner ins Feld gerufen, kaum aber weitere Freunde über die knappe unzuverlässige Zufallsmehrheit hinaus zu werben vermocht.

Ziemlich reaktionär ist der Widerstand der Einzelstaatsregierungen, die bisher in der Aufbringung ihrer Matrikularbeiträge ganz autonom waren, und denen jetzt mit einemmal von Reichs wegen, wenigstens in allgemeinen Umständen, vorgeschrieben werden soll, wie sie neben den alten, etwa auf 50 Mill. M. anzusetzenden eigentlichen Matrikularbeiträgen die neuen 100 Mill. M. der Besitzsteuer zu decken haben. Das ist ein folgenschwerer Eingriff in die Hoheitsrechte, welche nach der Reichsverfassung den Einzelstaaten zustehen, ein Schritt zur Aufhebung der Landesstaatsgewalt, zur Herstellung des Einheitsstaats. Diesen partikularistischen Ton hatte seltenerweise Laband, noch dazu in linksliberalen Blättern zuerst angeschlagen. Ein anderer dieser Staatsrechtslehrer, denen mit der Bundesverfassung von 1871 bereits das Ende der deutschen Einheitsbewegung nach jeder Richtung erreicht scheint, Professor Zorn-Bonn kehrte sich nicht minder erregt gegen diesen »Verstoß gegen die Grundsätze der Reichsverfassung und den unheilbaren Schaden für die Zukunft des Reichs. . . . Nicht allein die Grundlinien ihrer Landesgesetzgebung werden durch diesen Kompromiss den Einzelstaaten vorgeschrieben, sondern der Bundesrat soll auch mit zwingender Kraft Landessteuern ausschreiben können. . . . Die Verantwortung vor der Geschichte hätte der Reichstag zu tragen.« Es lässt sich denken, wie die Fortsetzung dieser Verwahrungen seitens der partikularstaatlichen Finanzminister lautete, denen hier allerdings eine schöne Arbeitsaufgabe winkte, und wie sich hierbei vor allem diejenigen Finanzminister hervortaten, die am ehesten den Ansporn zur Vervollkommnung ihrer vernachlässigten und

überlebten direkten Landessteuersysteme zu fürchten haben.

Sachlich zweifellos mehr berechtigt ist eine zweite Art der Opposition, die sich sogar in fast allen Blockparteien unverkennbar deutlich bemerkbar macht, und als deren Hauptwortführer Hans Delbrück hervortrat. Der Blockkompromiss will die durch Verwerfung des Regierungsvorschlags entstandene Lücke keineswegs bloss durch eine Vermögenssteuer sondern unter Umständen auch durch eine Erhöhung der Einkommensteuer für alle Einkommen über 3000 M., vorläufig auf dem Umweg über die Einzelstaaten, ausfüllen lassen. Beamte und Offiziere, die Angehörigen der liberalen Berufe, die meisten Erwerbstätigen des eigentlichen Mittelstandes fühlen sich jedoch schon heute steuerüberbürdet gegenüber den *Vermögenden* im engeren Sinne des Wortes. Ganz charakteristisch urteilt deshalb Delbrück über die doppelgestaltete neue Besitzsteuer: »Unter *Besitz* versteht die deutsche Sprache das selbe wie unter *Vermögen*; das blosse Einkommen gehört nicht zum *Besitz*. . . . Auch der Minister, der nur von seinem Gehalt lebt, gehört wohl sozial, aber nicht wirtschaftlich zu den Besitzenden. Wie ist nun die Kompromisskommission darauf verfallen unter *Besitz* auch das Einkommen zu verstehen?« Darin offenbart sich natürlich zunächst viel Silberstecherei; und da die arbeitenden Massen sowohl über der Einkommensgrenze von 3000 M. wie bei den heranzuziehenden Vermögen ganz und gar ausscheiden, so lässt uns dieser häusliche Streit zwischen Gehältern und Vermögen an sich unberührt. Aber in allen Blockparteien, von den Linksliberalen angefangen bis hinüber zur äussersten Rechten, spielen nun einmal diese personifizierter *Gehälter* und *Einkommen* als Intellektuelle, als tonangebende Wähler und Wortführer eine solche hervorragende Rolle, dass der scharfe Widerstand von dieser Seite sicherlich nicht zu verachten ist. Und nur selten fordert diese Opposition das weitere Vordringen zur ausschliesslichen Vermögenssteuer, meist predigt sie die Rückkehr zur bundesrätlichen Nachlasssteuer.

Das jämmerlichste, rückgratloseste Verhalten zeigt dabei nach wie vor das Zentrum. Der Vorschlag den Steuer-

ausfall den Einzelstaaten zuzuschreiben ursprünglich vom Zentrum selber oder doch mit vom Zentrum aus. Heute jammert Herr Erzberger, der Blockantrag bringe keine klare Scheidung der Finanzen des Reichs und der Einzelstaaten! In dem Begleitartikel, den dieser klerikale Benjamin seinerzeit der rettenden Zentrumstat mit auf den Weg gab, waren Reichsminimalvorschriften für die einzelstaatliche Steuerdeckung als notwendig angekündigt. Heute zertert der gleiche Benjamin darüber, das Reichsgesetz schreibe bestimmte Grenzen vor, von denen ab die Steuer auf den Besitz zu erheben ist; mit dieser Bestimmung wäre der grösste Schritt zum Einheitsstaat getan. . . . Bisher wurden nur die Kolonien durch Verordnungen regiert; unter dem neuen Regime soll diese Methode auch für die Einzelstaaten gelten. Zum Schluss läuft diese augenverdrehende Jeremiade folgerichtig in den Versuch aus den Kanzler mit dem Bundesrat und den Landesregierungen zu verhetzen. Und Graf von Praschma, der Vorsitzende der preussischen Landtagsfraktion des Zentrums, hielt in Düren eine Rede, die in widerwärtigster Weise das Zentrum als Schutztruppe der Krone und des geistig überragenden Kronenträgers gegen die parlamentarisch-demagogische Streberpolitik des Fürsten Bülow in empfehlende Erinnerung bringt.

Unterdes ist der Gesetzentwurf über die Erhebung von Schiffsabgaben an den Bundesrat gelangt. Sollte sich von dieser Seite aus die Lösung des Knotens anbahnen, die bisher noch immer unerreichbar schien? Wird eine genügende Zahl von Konservativen die offensichtlich übertriebene Opposition gegen die Nachlasssteuer aufgeben, wenn die bisher opponierenden Landesregierungen den Schiffsabgaben zustimmen? Werden bei der Neugestaltung des Artikels 54 der Reichsverfassung genügend viel Bundesratsstimmen umfallen, wenn an den Einzelstaaten der Kelch der reichsgesetzlich normierten direkten Landesbesitzsteuer vorüber geht? Zuzutrauen wäre dem ewig diplomatisierenden Reichskanzler dieser Ausweg schon. Aber eine Halbheit, von der keine einzige der Blockparteien wirklich befriedigt wäre, bliebe auch diese Lösung. Und fortgesetzte Halbheiten vernichten auf die Dauer jedes persönliche Ansehen, ohne das kein Regierungssystem sich halten kann.

Schiffahrtsabgaben

Das von der preussischen Regierung dem Bundesrat unterbreitete Gesetz betreffend die Erhebung von Schiffsabgaben will zunächst den vielumstrittenen Artikel 54 der Reichsverfassung eindeutig umgestalten. Bekanntlich gestattet dieser Artikel auf natürlichen Wasserstrassen die Erhebung von Abgaben nur für Benutzung besonderer Anstalten zur Erleichterung des Verkehrs. Aber wo hört bei unseren unwälzenden Stromverbesserungen die natürliche Wasserstrasse auf, und was sind besondere Anstalten zur Verkehrserleichterung, in unserem Zeitalter der Kanalisierung, der Wehre und Schleusen, der Paggerungen, der Bühnen und Parallelwerke, des Eisbrecherdienstes, der Beseitigung aller möglichen Schiffschiffhindernisse? Deswegen soll der ausschlaggebende Absatz 4 folgende Fassung erhalten: »In allen Häfen und auf allen natürlichen Wasserstrassen dürfen Abgaben nur für solche Werke, Einrichtungen oder sonstige Anstalten erhoben werden, welche den Verkehr wesentlich erleichtern. Die Abgaben sowie die Abgaben, welche auf künstlichen Wasserstrassen erhoben werden, dürfen bei staatlichen Anstalten oder Wasserstrassen die zur Herstellung und Unterhaltung erforderlichen Kosten nicht übersteigen. Der Bemessung der Abgaben, mit Ausnahme der Abgaben für die dem örtlichen Verkehre dienenden Anstalten, können im Bereich der Binnenschiffahrt die Gesamtkosten für ein Stromgebiet oder Wasserstrassenetz zu grunde gelegt werden.« Weiter sind grundlegend die beiden Bestimmungen: dass frühere Kosten (vor dem Inkrafttreten dieses Gesetzes auf natürliche Wasserstrassen verwendete Kosten) nicht in die Abgabeberechnung mit eingestellt werden dürfen, und dass der Erlös aus den Abgaben nicht etwa für allgemeine Staatszwecke verfügbar wird sondern abermals »nur zur Deckung der Kosten für Herstellung und Unterhaltung von Werken, Einrichtungen und Anstalten, welche den durchgehenden Verkehr wesentlich erleichtern.« In der Verwaltung der Zweckverbände soll den Schiffsabgabebeteiligten eine besondere Mitwirkung eingeräumt werden. An der Annahme des Entwurfs ist kaum zu zweifeln. Doch blieben alsdann immer noch die internationalen Verhandlungen zu erledigen.

Kurze Chronik Ungeheures Aufsehen erregte am 16. März im englischen Parlament die Mitteilung der Regierung, dass im April 1912 England 20 Schiffe des *Dreadnought*-typs besitzen werde, Deutschland dagegen möglicherweise 17, sicher aber mindestens 13. Die Presse und die gesamte öffentliche Meinung erortert unausgesetzt die Frage, ob England weiter seine Überlegenheit über zwei vereinte Grossmächte, den *Two-Power standard*, auf die Dauer werde aufrecht erhalten können. X Der neue Zolltarifentwurf ist Mitte März dem Kongress in Washington vorgelegt worden. Zollermässigungen und -erhöhungen mischen sich in bunter Abwechslung. Im grossen und ganzen wird am Charakter der amerikanischen Handelspolitik dadurch so gut wie nichts geändert, und einzelne Zollherabsetzungen werden noch auf das erbittertste bekämpft werden.

Kommunalpolitik / Hugo Lindemann

Arbeitslosenversicherung Die unvermindert andauernde Krise, deren Wirkungen noch durch den ungewöhnlich langen Winter verschärft wurden, hat auch die Stadtverwaltungen, die anfänglich jeder Arbeitslosenfürsorge ablehnend gegenüberstanden, nunmehr gezwungen sich mit diesem wichtigen Problem zu beschäftigen. Es würde zu weit führen die Zahl der Städte, die Notstandsarbeiten eingerichtet haben, hier im einzelnen anzuführen. Es genügt darauf hinzuweisen, dass ihre Zahl in den letzten Monaten sich stetig vermehrt hat, und dass auch die Summen, die zur Bestreitung der Notstandsarbeiten ausgeworfen wurden, in zahlreichen Fällen unter dem Druck der Verhältnisse erhöht wurden. Grösseres Interesse kommt den Versuchen einzelner Stadtgemeinden zu das Elend der Arbeitslosigkeit auf anderem Wege zu bekämpfen (siehe diese Rundschau in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 126 und *ibid.*, 1908, 3. Band, pag. 1686 ff.). Das Vorbild der Städte Strassburg und Erlangen, die das Genter System der Arbeitslosenunterstützung eingeführt haben, ist bis jetzt meines Wissens ohne Nachfolge geblieben. Dagegen hat Mainz und, wie die Tagespresse kürzlich meldete, auch Karlsruhe nach dem Vorbild schweizerischer Städte die direkte Unterstützung der Arbeitslosen durch Geldmittel ohne Dazwischentreten der Arbeiterorganisationen eingeführt. Die Mainzer Stadt-

verordnetenversammlung hat dem Bürgermeisteramt zu diesem Zweck die Summe von 10 000 M. zur Verfügung gestellt. Die Unterstützungsdauer wurde zunächst auf 4 Wochen festgesetzt. Von den Grundsätzen, nach denen die Unterstützung gewährt werden soll, seien die folgenden angeführt. Die Unterstützung soll wöchentlich 3 M. für Ledige, 4 M. für Verheiratete ohne Kinder oder mit Kindern über 14 Jahren, 5 M. für Verheiratete mit Kindern unter 14 Jahren betragen. Anspruch auf Unterstützung haben männliche Arbeiter — weibliche Arbeitslose sind unbegreiflicherweise ausgeschlossen — und Privatangestellte, die das 18. Lebensjahr zurückgelegt haben, sofern sie mindestens seit einem Jahre in Mainz wohnen, seit mindestens 14 Tagen arbeits- oder beschäftigungslos sind, und seit dem 1. März 1908 bis zum Eintritt ihrer Arbeitslosigkeit das ganze Jahr hindurch regelmässig beschäftigt gewesen sind. Personen, die sich im Genuss einer Alters-, Invaliden- oder Krankenrente befinden oder für sich oder Familienangehörige aus der Armenkass. eine Unterstützung beziehen, haben keinen Anspruch auf Unterstützung. Eben- sowenig wird die Unterstützung gewährt, wenn die Arbeitslosigkeit durch Streik- und Aussperrungen hervorgerufen oder auf das eigene Verschulden des Arbeiters zurückzuführen ist.

Sehr eingehend ist die Arbeitslosenkontrolle über die Fortdauer der Arbeitslosigkeit geregelt. Wie in Strassburg werden auch in Mainz die Gewerkschaften zur Kontrolle der gewerkschaftlich organisierten Arbeitslosen herangezogen. Wer die Arbeitslosenunterstützung beansprucht, hat dies beim städtischen Arbeitsamt anzumelden. Dieses fertigt eine Kontrollkarte aus. Gehört der Arbeitslose einer Gewerkschaft an, so wird der Kontrollzettel vom Arbeitsamt dieser, im anderen Fall dem zuständigen Polizeibezirk übermittelt. Die Gewerkschaften oder die Polizeibezirke prüfen die Angaben der Arbeitslosen auf ihre Richtigkeit. Der Arbeitslose erhält eine mit der Nummer der Kontrollkarte versehene Legitimationskarte ausgestellt, die er am Zahlungstag dem städtischen Arbeitsamt und auf Verlangen auch den Kontrollstellen vorzulegen hat. An jedem Werk- tage hat sich der Arbeitslose bei der Kontrollstelle, also Gewerkschaft oder Polizeibezirk, persönlich zur Kontrolle zu melden. Die Meldung wird von dem Gewerkschaftsbeamten oder dem Be-

zirkskommissar bescheinigt. Die Auszahlung der Unterstützung erfolgt dann gegen Vorzeigung der Legitimationskarte und auf grund der von der Gewerkschaften oder den Polizeibezirken in den Kontrollkarten erteilten Bescheinigungen. Die Kontrollkarten sind zu diesem Zweck von den Kontrollstellen jeden Dienstag nachmittag an das städtische Arbeitsamt abzuliefern. Die Auszahlung der Arbeitslosenunterstützung erfolgt von dem städtischen Arbeitsamt, das darüber ein besonderes Blattregister mit einem Konto für jeden Arbeitslosen führt. Von jeder Anmeldung hat das städtische Arbeitsamt auch dem städtischen Armenamt Kenntnis zu geben. Erhält ein Angemeldeter für sich oder Familienangehörige Armenunterstützung, so ist das städtische Arbeitsamt hiervon unverweilt zu benachrichtigen.

Gegenüber dem Strassburger System ist der Kreis der Unterstützten in Mainz weiter gegriffen. Die Strassburger Gemeindeverwaltung geht eben von der Auffassung aus Geldunterstützung nur solchen Arbeitslosen zu gewähren, die durch ihren Beruf für die Notstandsarbeiten nicht qualifiziert sind, und begreift in dieser Klasse in erster Linie die organisierten Arbeiter, deren Organisationen Arbeitslosenunterstützung eingerichtet haben. Für die nichtqualifizierten Arbeiter und für die Bauarbeiter hält sie dagegen die Einrichtung von Winterarbeiten für die zweckmässigste Art der Fürsorge. In Mainz wird überhaupt kein Unterschied gemacht. Hier ist jeder Arbeiter ohne Unterschied seines Berufs unterstützungsberechtigt, falls er bestimmte Bedingungen erfüllt. Auffallend ist daher der Ausschluss der weiblichen Arbeitslosen. Man hat sie deshalb von der Unterstützung ausgeschlossen, und auf die Armenpflege verwiesen, weil sie bei Bezug von Armenunterstützung keine politischen Rechte zu verlieren haben. Dieser Grund ist gänzlich unzureichend. Denn bei dem Ersatz der Armenpflege durch eine besondere Arbeitslosenunterstützung ist der Verlust der politischen Rechte nur ein wichtiges Moment. Alle sozialpolitischen Einrichtungen, die die Inanspruchnahme der Armenpflege verhüten wollen, haben daher auch bisher keinen Unterschied der Personen nach dem Geschlecht gemacht. Sie wollen die Inanspruchnahme der Armenpflege vor allem deshalb verhüten, weil die vorbeugende Fürsorge vernünftigerweise vor der Armenpflege den Vorzug verdient. Ausserdem ist man

sich darüber einig, dass die ganze Armenpflege ihrem Wesen nach auf die Selbständigkeit und Stärke des Charakters der von ihr gepflegten Personen einen sehr ungünstigen Einfluss ausübt, gleichfalls ohne Unterschied des Geschlechts, und dass daher dieser Demoralisierung gerade durch die sozialpolitischen Massnahmen vorgebeugt werden müsse, ebenfalls ohne Unterschied des Geschlechts. Der Ausschluss der weiblichen Arbeitslosen in der Mainzer Arbeitslosenfürsorge ist daher ganz unverständlich. Er hat aber auch noch weiter reichende Folgen für die männlichen Arbeitslosen, die sonst auf grund des Statuts unterstützungsberechtigt wären. Es sollen nämlich, wie schon oben erwähnt, vom Bezug der Unterstützung solche Personen, die für sich oder Familienangehörige aus der Armenkasse eine Unterstützung beziehen, ausgeschlossen sein. Sind nun ihre weiblichen Familienangehörigen im Falle der Arbeitslosigkeit auf die Armenunterstützung angewiesen, so geht ihnen infolgedessen der Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung verloren.

Auch die Regelung der Kontrolle erweckt einige Bedenken. Sie soll für die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter durch die Gewerkschaft, für die übrigen durch die Polizeibezirke täglich erfolgen. In Strassburg erfolgt sie durch das Arbeitsamt. Die Verbindung zwischen Arbeitsamt und Arbeitslosenfürsorge sollte mit allen Mitteln gestärkt werden. Nach den Mainzer Bestimmungen beschränkt sich die Tätigkeit des Arbeitsamts auf die Ausstellung der Kontrollkarten und die Bezahlung der Unterstützung. Gerade die Abnahme der täglichen Kontrolle durch das Arbeitsamt wäre aber das geeignetste Mittel es in engen Kontakt mit den Arbeitslosen zu bringen und dadurch auch das Interesse für die Zuweisung von Arbeit an diese bei dem Arbeitsamt dauernd wach zu halten. Aber auch abgesehen von den geschilderten Nachteilen wäre es deshalb richtiger die Kontrolle ganz dem Arbeitsamt zu übertragen, um die Tätigkeit der Polizei bei der Arbeitslosenfürsorge möglichst auszuschliessen. Fehlt es der Stadtverwaltung an anderen geeigneten Organen zur Nachprüfung der von den Arbeitslosen gemachten Angaben, so sollte doch auf jeden Fall die Tätigkeit der Polizei nur auf diese Nachprüfung beschränkt bleiben.

X

X

Lehrerbesoldungsgesetz Nachdem der Entwurf des Lehrerbesoldungsgesetzes im preussischen Abgeordneten-
 hause auf grund eines Kompromisses der bürgerlichen Parteien, dem schliesslich auch die sozialdemokratische Fraktion zustimmte, verabschiedet worden ist, wird man wohl damit rechnen können, dass der Widerstand der Städtevertreter im Herrenhause eindrucklos vorübergehen wird. Das Gesetz bringt nach den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses eine Aufbesserung der Lehrergehälter auf der einen Seite, auf der anderen Seite aber eine schwere Schädigung der grösseren Gemeinden. Das Grundgehalt der Lehrer wird auf 1400, der Lehrerinnen auf 1200 M. festgesetzt. Die Alterszulagen betragen für die Lehrer in den ersten beiden Stufen je 200 M., in der 3. und 4. je 250, in den folgenden je 200 M.; für die Lehrerinnen in den ersten beiden Stufen je 100 M., in den folgenden je 150 M. jährlich. Auch die Festsetzung des Mietszuschusses bringt für die Lehrer beträchtliche Aufbesserungen. Ebenso gross sind indessen die Schädigungen der Gemeinden. Bisher erhielten diese für die ersten 25 Lehrstellen einen Staatszuschuss, der eine Gegenleistung für die Aufhebung des Schulgeldes bildete. Wie es in einer Eingabe der rheinischen Oberbürgermeister heisst, wurde ausdrücklich seinerzeit die Verpflichtung des Staates anerkannt den Gemeinden eine Entschädigung für die Aufhebung des Schulgeldes zu bezahlen. Die Eingabe bezeichnet daher die geplante Entziehung als eine Konfiskation gesetzlich dauernd festgelegter Renten der betroffenen Gemeinden zu gunsten des Staates. Das selbe Gesetz, das die Städte zwingt, für die Volksschulen weitere, sehr erhebliche Lasten zu übernehmen, entziehe ihnen zugleich die gesetzlich gewährleisteten Zuschüsse. Das sei ein Widerspruch, wie er krasser nicht gedacht werden könne. Das neue Gesetz sieht nämlich feste Staatszuschüsse nur für Schulverbände mit nicht mehr als 7 Schulstellen vor. Das bedeutet also eine Bevorzugung der ländlichen Gemeinden, deren Leistungsfähigkeit mit ihrer Einwohnerzahl ohne jede Verbindung ist. Ausserdem soll im Etat alljährlich ein Betrag von zunächst 23,3 Mill. M. zur Gewährung von Zuschüssen an Schulverbände mit 25 oder weniger Schulstellen im Geltungsbereich des Volksschulunterhaltungsgesetzes ausgeworfen werden. Die Verteilung dieser Zuschüsse erfolgt

durch die Kreisausschüsse und Bezirksausschüsse. In den Kreis- und Bezirksausschüssen herrscht, wie das ja die Schückingsche Schrift seinerzeit recht schlagend nachgewiesen hat, der Landrat. Das Gesetz legt also die Verfügung über Staatszuschüsse in die Hände des Landrats, der sie geradezu als Prämien für gutes Verhalten der Gemeindeverwaltungen benutzen kann.

Die Entziehung der Staatszuschüsse bedeutet aber weiter noch eine schwere Beeinträchtigung der grösseren Gemeinden in der besonderen Ausgestaltung ihres Volksschulwesens. Es werden ihnen dadurch die Mittel entzogen, aus denen sie die Gehälter ihrer Lehrer in einer Weise erhöhen können, die ihren besonderen Bedürfnissen entspricht. Das städtische Schulwesen muss also dafür büssen, dass die Gehälter der Lehrer auf dem Lande aufge bessert werden. Dazu kommt dann noch weiter die gesetzliche Festlegung des Städtischen Bremserlasses. Nach § 22 des Schulunterhaltungsgesetzes kann nämlich durch die Ortszulage das bisherige Endgehalt der Lehrer um höchstens 900 M., jedoch nicht über 4200 M. hinaus, für die Lehrerinnen um höchstens 600 M., jedoch nicht über 2950 M. hinaus, erhöht werden. Mit anderen Worten bedeutet diese Bestimmung, dass die Grossstädte in der Gewinnung besonders tüchtiger Lehrkräfte für ihre Schulen aufs schwerste behindert werden. Die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses haben in den Städteverwaltungen grosse Erregung hervorgerufen. Sie befürchten mit Recht bedeutende Erhöhungen der Gemeindelasten. In der bereits erwähnten Petition der rheinischen Oberbürgermeister wird von einer Erhöhung der Gemeindefzuschläge zur Staatseinkommensteuer um 20 bis 30 % gesprochen. Da die rheinischen Städte mit einigen Ausnahmen bereits Zuschläge von nahezu 300 % und mehr erheben, so muss die weitere Erhöhung der Gemeindelasten durch das Lehrerbesoldungsgesetz als fast unerträglich bezeichnet werden. Wenn daher die Bürgermeister einer Reihe der teuersten rheinischen Städte beschlossen haben zu den Normalätzen des Lehrerbesoldungsgesetzesentwurfs keine Ortszulagen und nur die Mindestsätze der Mietsentschädigungen und der Amtszulagen zu gewähren, wie in der Presse berichtet wurde, so ist ein deraartiger Beschluss nur verständlich, wenn man die schwere Neubelastung der Städte durch das neue Gesetz ins Auge fasst.

Für richtig wird man trotzdem dieses Vorgehen gegen die Lehrer nicht bezeichnen können. Die Notwendigkeit der Erhöhung der Lehrergehälter ist unbestritten. Wenn das neue Lehrerbessoldungsgesetz aber sich zugleich zu einem Gesetz gegen die Städte ausgewachsen hat, so tragen daran nicht die Lehrer die Schuld sondern die Wähler, die für die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses verantwortlich sind. Es ist nicht allein das platte Land, das konservativ wählt. Alle Petitionen der Städte können an der agrarisch-konservativen Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses nichts ändern.

× ×
Gasversorgung Die Gasversorgung steht wieder einmal in Frankfurt a. M. zur Debatte.

Frankfurt ist eine der wenigen Grossstädte, in denen die Gasversorgung in den Händen der privaten Unternehmung liegt. Zwar hat die Stadtverwaltung in Hedderheim ein städtisches Gaswerk errichtet, um wenigstens die Gasversorgung eines Teils der Vororte in die Hände der Stadt Frankfurt zu bringen, das Hauptkonsumgebiet aber wird von zwei privaten Gesellschaften versorgt. An dieser Tatsache wird auch nichts dadurch geändert, dass die Vororte rascher anwachsen als die eigentliche Stadt, und dass sich die Hauptansiedelung in den nächsten 30 Jahren auf dem Gebiet abspielen wird, das von dem städtischen Gaswerk in Hedderheim versorgt wird. Die beiden privaten Gaswerke besitzen das Recht der Gaslieferung bis zum Jahre 1959, hatten aber bisher kein Monopol. Der Stadt hat es jederzeit freigestanden ein eigenes städtisches Gaswerk einzurichten. Von diesem Recht ist indes bisher niemals Gebrauch gemacht worden. Bereits zweimal stand die Frage der Errichtung eines kommunalen Gaswerks in Konkurrenz gegen die privaten zur Debatte, im Jahre 1869 und im Jahre 1885-1886. Beide Male handelte es sich darum, ob die Strassenbeleuchtung den Gasgesellschaften übertragen werden, oder ob die Stadt ein eigenes Gaswerk bauen und sowohl die öffentliche Beleuchtung wie die Versorgung der privaten Konsumenten übernehmen solle. Beide Male war eine starke Minderheit in der Stadtverordnetenversammlung vorhanden, die nicht geneigt war auf die kommunale Gasversorgung dauernd zu verzichten. Die Berichte, die in den beiden erwähnten Jahren über die Frage der

kommunalen Regie eines neuen Gaswerkes von Ausschüssen der Stadtverordnetenversammlung erstattet wurden, sind auch jetzt noch sehr lesenswert und enthalten viele höchst richtige Bemerkungen über die Möglichkeit der Konkurrenz eines neuen städtischen Gaswerks gegenüber bereits bestehenden privaten Unternehmungen. In beiden Berichten wird der Kernpunkt der ganzen Frage zutreffend behandelt. Sie führen gleichermaßen aus, dass die Konkurrenz der Stadt gegen private Gaswerke, auch wenn diese finanziell noch so günstig fundiert erscheinen, doch stets siegreich sein müsse, da die Einwohnerschaft, also die Konsumenten, sich stets in einem solchen Gaskrieg hinter die Stadtverwaltung stellen würden. Zwischen der Stadtverwaltung und der Einwohnerschaft als Konsumenten bestehe eine Solidarität, der auch die finanzkräftigsten Privatunternehmungen nicht gewachsen sein könnten. Wenn die privaten Gaswerke für ihr Gas keine Konsumenten mehr haben, könnten sie ohne weiteres ihre Werke schliessen und müssten versuchen sie zu günstigem Preis an die Stadt zu verkaufen. Diese Überlegungen sind rein theoretisch. Die wenigen Erfahrungen, die in dieser Richtung gemacht worden sind, beweisen gleichfalls die grosse Überlegenheit der Stadtverwaltungen gegenüber der privaten Unternehmung. In Karlsruhe, in Celle und in Wien ist jederzeit die Stadtverwaltung siegreich geblieben. Und ganz die gleichen Vorgänge würden sich auch in Frankfurt wiederholen, wenn es wirklich zum Bau eines städtischen Gaswerks kommen würde. Es ist daher sehr bedauerlich, dass sich der Magistrat zu einem solchen energischen Vorgehen nicht hat entschliessen können. Er hat es vorgezogen, gleich wie in den früheren Jahren, einen Vertrag mit den privaten Gasanstalten abzuschliessen, der auf den ersten Blick der Stadtverwaltung allerdings bedeutende Reinerträge zu bringen verspricht, einer genaueren Prüfung aber doch nicht stand hält. Nach dem Vertrag, den der Magistrat den Stadtverordneten zur Annahme vorschlägt, erhält die Stadt während der 3jährigen Übergangszeit, in der der Umbau des Werks der einen Gesellschaft stattfinden soll, ausser den bisherigen Abgaben vom Konsum einen Zuschlag von 150 000 M., ferner für die Dauer des Vertrags eine gleichbleibende jährliche Rente von 90 000 M. Nach Ablauf der 3 Jahre fällt der Zuschlag von 150 000 M. weg. An seiner

Stelle erhält die Stadt eine Abgabe von 1½ Pf. pro cbm für das an Private zu Beleuchtungszwecken verkaufte Gas und das Automatengas und eine Abgabe von ¼ Pf. für das zum Kochen, Heizen und den Motorenantrieb verwandte Gas. Ausserdem erhält die Stadt 2 000 000 Aktien zum Kurse von 105 von dem auf 12 Mill. M. festgesetzten Aktienkapital der aus den beiden bestehenden Gesellschaften neu zu gründenden Aktiengesellschaft. Diese Erträge sind beträchtlich grösser als die bisher bezogenen. Doch muss jederzeit bei ihrer Einschätzung in betracht gezogen werden, dass die öffentliche Strassenbeleuchtung dem privaten Gaswerk bezahlt werden muss. Als Gegenleistung erhält die Gesellschaft ein Monopol für die Gasversorgung bis zum Jahre 1950. Das Monopol gilt auch gegenüber der Stadt, die sich verpflichtet, in dem im Vertrag festgesetzten Beleuchtungsgebiet kein eigenes Gaswerk zur Versorgung dieses Gebietes mit Gas zu betreiben. Es handelt sich also um eine volle Konzession auf 50 Jahre. Nach Ablauf des Vertrags sind die Werke von der Stadt anzukaufen, wobei der Sachwert, den die einzelnen Anlagen und Gegenstände als Bestandteile eines zum Betrieb geeigneten Fabrikunternehmens haben, von der Stadt bezahlt werden muss. Doch kann die Stadt an drei Terminen vor Ablauf des Vertrags die Werke erwerben, am 1. Oktober 1939, 1944 und 1949. Die Gesellschaft hat also auf alle Fälle ein 30jähriges Monopol. Die vorzeitige Übernahme der Werke ist an sehr erschwerende Bedingungen geknüpft. Will die Stadt am 1. Oktober 1939 das Werk übernehmen, so muss sie ausser dem Sachwert das 10fache des durchschnittlichen Reingewinns der letzten 5 dem Kauftermin vorangegangenen Geschäftsjahre vergüten.

Der Vertrag bringt für die Konsumenten nur eine ganz unwesentliche Verbilligung des Gases zu Beleuchtungszwecken, und zwar um 0,2 Pf. Für Koch- und Heizgas bleiben die Preise unverändert.

Der vom Magistrat vorgeschlagene Vertrag hat bei allen Parteien wenig Gegenliebe gefunden. Auch die Presse ist einstimmig in seiner Verurteilung. Namentlich die *Frankfurter Zeitung* und das sozialdemokratische Parteiblatt treten mit aller Entschiedenheit für die Errichtung eines kommunalen Gaswerks ein. Auch die Beratung in der Stadtverordneten-

versammlung brachte eigentlich nur ablehnende Stimmen. Man darf gespannt sein, ob in dem Ausschuss, dem der Vertrag zur Prüfung überwiesen wurde, wie in früheren Jahren die Freunde des kommunalen Gaswerks den Sieg davontragen werden, und ob es ihnen diesmal gelingen wird auch das Plenum für ihre Ansicht zu gewinnen.

X

X

Kurze Chronik Der Rat der Stadt Dresden hat bei den Stadtverordneten den Antrag gestellt zur Fortsetzung der Speisung bedürftiger Schulkinder einen Mehrbetrag von 4000 M. zu bewilligen. X Die ungeteilte Unterrichtszeit ist in der Chemnitzer Schulen definitiv zur Einführung gelangt. X 70 Gemeinden der württembergischen Bezirke Calw, Nagold, Leonberg und Neuenbürg beschliessen die Gründung eines Gemeindeverbands zwecks Errichtung einer elektrischen Überlandzentrale. Die Kosten des Werks werden auf 2,6 Mill. M. berechnet. X Der Kieler Magistrat hat den Stadtverordneten die Ersetzung des bestehenden gleichen Zensuswahlrechts durch das Dreiklassenwahlrecht vorgeschlagen. Glücklicherweise ist dieser reaktionäre Vorschlag, wenn auch nur mit 2 Stimmen Mehrheit, abgelehnt worden.

WISSENSCHAFT

Psychologie / Otto Lipmann

Religionspsychologie Die Religionspsychologie ist keine gar so junge Wissenschaft. Schon lange sind Theologen ihren Problemen näher getreten. Dann fingen auch die Ethnologen an sich mit dem Ursprung der Religion und ihren primitiven Formen zu beschäftigen. Endlich wurden besonders die Phänomene der Religionspsychopathologie auch ein dankbares Arbeitsfeld für den Mediziner. Diese Bestrebungen wurden durch die Gründung einer *Zeitschrift für Religionspsychologie* zentralisiert, deren Hauptverdienst es sein dürfte auch den Theologen die Anwendung modernpsychologischer Methoden und Erkenntnisse auf Probleme der Religionspsychologie nahezulegen. Die Zeitschrift erscheint im Verlag Marhold in Halle; sie wurde von Bresler und Vorbrodt begründet und wird jetzt von Bresler und Runze herausgegeben. Ich will im folgenden einige der in den beiden bisher vorliegenden Bänden behandelten Themen herausgreifen.

Wie ist die Religion entstanden? Sie ist dem Menschen offenbart worden, sagen die einen; sie ist eine Erfindung der herrschenden Klassen, der Könige, sagen die anderen. Wissenschaftlich diskutabel ist natürlich nur die letzte Ansicht. Ihr berühmtester Verkündiger war Hobbes. In der genannten Zeitschrift schliesst sich I. von Neupauer dieser Meinung an. Doch erscheint auch sie nicht haltbar, und mit Recht wendet sich Freytag dagegen. Vielmehr müssen wir wohl zum Beispiel mit Näcke gegen Stosch und Kleemann annehmen, dass die Furcht dasjenige Moment ist, das zuerst religiöse Gefühle und Vorstellungen zur Auslösung brachte, das die Menschen zuerst dazu trieb an höhere Mächte zu glauben und zu ihnen zu beten. Erst später traten zu den bösen auch gute Geister und Götter, die die Menschen vor jenen schützten, die man daher um ihre Hilfe anflehte und die man *lichte*. So treten hier zum erstenmal sexuelle Gefühle verbunden mit religiösen auf; denn jede *Liebe* enthält wenigstens im Unbewussten sexuelle Momente (Freimark). Es bedarf kaum eines Hinweises auf das sexuelle Moment in der religiösen Ekstase, darauf, welche wichtige Rolle das Sexuelle noch heute im Marien- und Jesuskultus spielt, nicht nur, wenn auch überwiegend, bei Hysterischen und Neuropathen. Dass auch der Protestantismus, des Volkes wenigstens, davon keineswegs frei ist, beweisen viele Kirchenlieder und eine Unzahl von Beispielen aus dem täglichen Leben, von denen Theodor Kappstein in seiner *Psychologie der Frömmigkeit* /Leipzig, Heinsius/ recht interessante aus alter und neuer Zeit beibringt. Um einen Augenblick bei diesem Buche zu verharren, möchte ich bemerken, dass es seinen Titel nicht völlig zu Recht trägt, da der Verfasser es so gut wie ganz an einer wissenschaftlichen Verarbeitung der beigebrachten Materialien fehlen lässt. In vorzüglicher Weise tut dies dagegen James, dessen *Religiöse Erfahrung* jetzt auch in deutscher Übersetzung /Leipzig, Hinrich/ vorliegt. Im übrigen ist das Buch Kappsteins recht interessant und der in ihm vertretene Standpunkt des liberalen protestantischen Geistlichen sehr sympathisch. In ziemlich populärer Form bietet Kappstein auch eine Charakteristik Jesu, während die Schrift Julius Baumanns *Die Gemütsart Jesu* /Leipzig, Kröner/ in wissenschaftlicherer Weise aufgebaut ist.

Ich kehre nun nach dieser kleinen Abschweifung zum Thema zurück. Ein zweiter Punkt, an dem Sexuelles in Beziehung zur Religion tritt, ist die bei so vielen antiken Kulturen auffallende religiöse Verwendung sexueller Symbole und, damit in Verbindung, die religiöse Betonung sexueller Handlungen. Aber auch dies braucht nach Näcke und Runze nicht auf einen ursprünglichen Zusammenhang beider Bewusstseinskreise gedeutet zu werden. Vielmehr ist es ja ganz natürlich, dass — bei der ausserordentlich grossen Rolle, die der Geschlechtstrieb beim Primitiven spielte und spielt, und bei seiner naheliegenden Beziehung zur Fruchtbarkeit überhaupt — auch er Gegenstand des religiösen Kults wurde. Auf eine andere Beziehung zwischen religiösen Handlungen und sexuellen Elementen weist Freud in der genannten Zeitschrift hin. Sowohl die religiöse Zeremonie wie die neurotische Zwangshandlung sind nur symbolisch zu verstehen. Nach Freud bestehen beide in der symbolischen Andeutung des Verzichtes auf die Betätigung konstitutiv gegebener Triebe: sexueller Trieb bei der Zwangshandlung, egoistischer in der Zeremonie. So könnte man die Neurose als eine individuelle Religiosität, die Religion als eine universelle Zwangsneurose bezeichnen. Einer besonderen Gruppe religiöser Zeremonieen, dem Opfer, widmet Runze eine monographische Betrachtung.

Praktisch wichtiger als die zuerst aufgeworfene Frage nach dem phylogenetischen Ursprung der Religion erscheint die nach ihrem ontogenetischen Ursprung im einzelnen Individuum. Sind religiöse Vorstellungen, die Vorstellung von Gott, angeboren? Wir müssen diese Frage wohl verneinen, und das, was der Kulturmensch an Religion besitzt, für anezogen halten. Da erhebt sich die weitere Frage nach der Methode religiöser Erziehung und danach, was ihr Inhalt ist, sein kann und soll. Dabei soll die häusliche Erziehung, die ja je nach Person und Umständen ausserordentliche Unterschiede aufweist, hier ausser Betracht bleiben und nur der Religionsunterricht in der Schule berücksichtigt werden. Er umfasst die biblische Geschichte und den Dogmenunterricht. In der biblischen Geschichte erfährt das Kind von der Allmacht Gottes; schon die ihm gleichfalls zugeschriebene Allgüte muss dem Kind, wenn es die Geschichte von der Vertreibung aus

dem Paradies vernimmt, sehr zweifelhaft erscheinen. Und ist das Kind solcher Abstraktionen, wie Allmacht und Allgüte es sind, überhaupt fähig? Ich glaube nicht. So lernt also das Kind zunächst leere Phrasen, die es erst viel später mit einem Inhalt füllen kann.

Wie steht es nun mit den Dogmen? Fragen wir uns zunächst, was Dogmen sind, um dann zu sehen, ob und in welchem Grade sie lehrbar sind. In einem sehr hübschen Aufsatz in der bereits mehrfach genannten Zeitschrift setzt Weidel auseinander, dass Religiosität, wie Luther zuerst hervorgehoben habe, Gefühls-, nicht Verstandessache sei. Insofern ist Kant der Philosoph des Protestantismus, als auch er betont hat, dass alles Religiöse durchaus ausserhalb der Grenzen wissenschaftlicher Erkenntnisse liege. Nun führen zwar auch die religiösen Gefühle zu Konstruktionen des Weltbildes, oder sie beeinflussen wenigstens die Art solcher Konstruktionen; aber diese können aus den genannten Gründen immer nur subjektiv bleiben. So können also Dogmen auch nur stets die jeweilig übliche Art der Konstruktion des Weltbildes zum Ausdruck bringen, dürfen aber niemals immerwährende Gültigkeit beanspruchen; die Religion muss entwicklungsfähig bleiben. Es bedarf kaum eines Hinweises darauf, dass nicht nur der Katholizismus gegen diese Forderung fehlt, sondern dass auch der Protestantismus ständig gegen den Geist seines Begründers sündigt, und dass beide demzufolge auch den Schulunterricht dogmatisch gestalten. Was dürfen wir uns wundern, dass der Mensch, der solchen Religionsunterricht genießt, sich später als Erwachsener, wenn er zu eigenem Denken erwacht, voll Abscheu von aller Religion abwendet, Atheist wird oder einem öden halbwissenschaftlichen und unphilosophischen Monismus Haeckelscher Observanz zuschwört? Oder dass er, was ebenso schlimm ist, niemals zu eigenem Denken gelangt und Anhänger einer höchst primitiven, nur Montheismus genannten, aber gläubischen Vielgötterei wird? Wie gering ist die Anzahl auch der sogenannten *Gebildeten*, die es zu einer reinen, philosophisch durchdachten, wirklichen Religion bringen? Und doch könnte die Schule hierzu viel tun. Leider kann ich das an dieser Stelle nicht näher ausführen, nur das will ich noch sagen, dass bei einer zweckmässigeren Gestaltung religiöser Besprechungen in der Schule, die eben un-

terrichtsmässigen Charakter nicht tragen dürften, nicht nur die Religion sondern auch die Moral gewinnen würde. Beachtenswerte Ausführungen über zweckmässiges Pflegen und Lehren der Religion enthält auch Breslers Schrift *Religionshygiene* /Halle, Marhold/. Bresler betont, dass ein Gegensatz zwischen Religion und Naturwissenschaft durchaus nirgends bestehen könne, und er wendet sich scharf auch gegen Auswüchse der religiösen Betätigung (Religionspfuscherei), wie Gesundbeten etc.

× ×
Kurze Chronik Ein internationaler Kurs für gerichtliche Psychologie und Psychiatrie findet vom 13. bis zum 16. April in Giessen statt. Anmeldungen sind an Professor Dannemann in Giessen zu richten. × Der internationale Kongress für Psychologie wird nicht im September sondern bereits vom 3. bis zum 7. August in Genf stattfinden. × Der 7. internationale Kongress für Kriminalanthropologie wird voraussichtlich im August 1910 in Köln abgehalten werden.

× ×
Literatur Im Verlag der M. Dumont-Schaubergschen Buchhandlung in Köln hat Richard Herbertz über *Bewusstsein und Unbewusstes* eine Monographie erscheinen lassen. Es ist eine umfassende Darstellung des Problems des Unbewussten; das heute mit im Zentrum der psychologischen Diskussion steht. Der Verfasser setzt sich in ausserordentlich geschickter Weise mit den verschiedenen heute vertretenen Meinungen auseinander und löst die Schwierigkeiten durch eine, wie mir scheint, psychologisch, erkenntnistheoretisch und logisch einwandfreie scharfe Scheidung zwischen Unbewusstem und Unterbewusstem, welches letzteres durchaus noch mit in das Gebiet des Bewusstseins gehöre. Das Unbewusste wird als die Summe der nicht bewussten, psychischen (nicht physischen!) Bedingungen des Bewusstseins definiert. Eine historische Einleitung und erkenntnistheoretische Hinweise machen die Schrift auch für den nicht rein psychologisch interessierten Philosophen lesenswert. × Eine zwar kurze, aber recht inhaltsreiche und empfehlenswerte Darstellung der *Deutschen Mystiker*, die Wilhelm von Scholz zum Verfasser hat, bildet den 28. Band der Gurlittschen Sammlung *Die Kultur* /Berlin, Marquardt/.

Geschichte / Paul Kampffmeyer

Eigentums- und Berufsentwicklung In seinem Werk *Phasen der Kultur und Richtungslinien des Fortschritts* /München, Lehmann/ streift Dr. F. Müller-Lyer die Beziehungen zwischen der Eigentums- und der Berufsentwicklung. Die Herausbildung der Grossgrundwirtschaften mit ihren unfreien Arbeitskräften förderte besonders die gewerbliche Arbeitsteilung und Berufsbildung. Die Berufsgliederung ist nach Dr. Müller-Lyer eine Folge der Klassenbildung. »Zuerst entstand durch kriegerische Unterwerfung die soziale Differenzierung in Herren und Knechte, und unter letzteren bildete sich dann die wirtschaftliche Differenzierung in die verschiedenen Gewerbe aus. Diese Ausführungen schliessen sich eng an die Darstellung Büchers über die geschichtliche Entwicklung der gewerblichen Betriebssysteme an. Gerade die Vereinigung unfreier Hausgenossen in einer Grundherrschaft ermöglichte nach Bücher eine vielseitige Arbeitsteilung und die Ausbildung der einzelnen Arbeitskräfte in einer bestimmten gewerblichen Technik. Unter den Haussklaven der Griechen und Römer finden sich zahlreiche industrielle Arbeiter, für die Landgüter Karls des Grossen ist die Beschäftigung zahlreicher guter Werkleute vorgesehen, im Dienst der Fronhöfe stehen Handwerksleute, die bald als blosses Hofgesinde auf dem Fronhof Wohnung und Kost empfangen oder, auf eigenen Landstellen angesiedelt, Fronarbeit in ihrer speziellen Kunst leisten. Im einzelnen weist Bücher nach, wie sich die »grossen Züge unserer sozialen Berufsgliederung aus der verschiedenen Verteilung des Eigentums entwickelt haben.

Den Zusammenhang der Berufsentwicklung mit der Eigentumsentwicklung beleuchtet nun Dr. F. Müller-Lyer wiederholt in seinen *Phasen der Kultur*. Die Eigentumsentwicklung verfolgt er bis zum Punkt der Entstehung des modernen staatlichen, kommunalen und genossenschaftlichen Eigentums. Die Wandlungen im Wesen des Staates vom Raulnstaat bis zur Wohlfahrtsanstalt sind lichtvoll dargelegt. Das Werk Müllers atmet im allgemeinen einen sozialfortschrittlichen Geist.

Risorgimento Das nationale Erwachen Italiens lebt in wunderbarer Kraft und Schönheit in dem *Risorgimento* der Ricarda

Huch /Leipzig, Inselverlag/ auf. Die Rufer im Streit gegen die österreichische Herrschaft stehen in Fleisch und Blut vor uns, in ihren Leidenschaften, in ihrer Stärke und in ihrer Schwäche. Wie tief begründet Ricarda Huch die Bekehrung des freigeistigen und revolutionären Silvio Pellico zum fanatischen, beschränkten Klerikalen. Das Schwache, Krankhafte, das in Silvio Pellicos Wesen von vornherein steckte, spricht sich naturwahr in seinem Abfall von den Idealen seiner Jugend aus. Keine innere und äussere Wandlung ging eigentlich in dem leidenden, nervösen, widerstandsunfähigen Silvio vor. Der bigotte, altjüngferliche Silvio ist der selbe wie der freidenkende, leidenschaftliche Jüngling, ausser dass ihm die Bildsamkeit und Empfindlichkeit abhanden gekommen ist.

Mit erhabenem Gerechtigkeitssinn stellt Ricarda Huch den Verfolger des erwachenden Italiens, Antonio Salvotti, dar. Der Mann, den die italienischen Patrioten als einen bösen, verderbbringenden, diabolischen Geist in tiefster Seele hassten, erscheint als ein pflichteifriger, dem Kaiser Franz blind ergebener Staatsdiener, dem durchaus nicht Menschlichkeit mangelte. Das unsagbar kleinliche, beschränkte, haustyrannische Wesen dieses Kaisers ist mit unnachahmlicher biographischer Kunst von Ricarda Huch gezeichnet worden. Sie schliesst ihre Charakteristik dieses Kaisers mit den Worten: »Zur Empfindung des Grossen und Schönen zu stumpf und gewöhnlich, zu verächtlich und trocken, um die Lust des Daseins und der Persönlichkeit zu geniessen, wäre er des Mitleids wert gewesen, wenn er jemals das Bewusstsein oder eine Ahnung seiner Armut gehabt hätte. So kann man füglich seinen Schatten — obwohl er zwar ohne Lob, doch nicht ganz ohne Schändlichkeit lebte — mit den Worten Dantes streifen: »Sprich nicht von ihm; blick hin und geh vorüber.«

Staatsentwicklung Dem alten Wilhelm Roscher hat so etwas wie eine Entwicklungsgeschichte des Staates vorgeschwebt, als er seine *Politik, eine Geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie* /Stuttgart, Cotta/ niederschrieb. Die staatliche Entwicklung verläuft nach Roscher in folgenden Phasen: patriarchalisch-volksfreies Urkönigtum, ritterlich-priesterliche Aristokratie, die absolute Monarchie, Demokratie,

Plutokratie, Zäsarismus. Den römischen Sklavenstaat wirft der *Historiker* Roscher mit dem modernen kapitalistischen napoléonischen Kaisertum zusammen, den faulenzenden, mit Staatsspenden gefütterten, verarmten freien Römer mit dem schaffenden, aufstrebenden freien Arbeiter. Die augenfälligen wirtschaftlichen und sozialen Differenzen im Aufbau der antiken und modernen Staaten übersieht Roscher vom erhabenen Standpunkt seiner Staatslehre aus, die als Ideal das *christlich gedachte Reich Gottes* aufstellt, in der alle drei Staatsformen, die Monarchie, Aristokratie und Demokratie in göttlicher Harmonie vereinigt sind. In gut sächsischer Königstreue dienert der alte Leipziger Professor, tief zur Erde gebeugt, vor der Monarchie, und sein braves Kinderherz freut sich der Pracht der königlichen Kutschen und der betresten Lakaien. Roscher versichert uns treuherzig, dass »ein wohl-eingerichteter Hofstaat für gewöhnliche Menschen viel Imponierendes hat. Diese grossartige Haushaltung, die nicht bloss politisch und sozial sondern auch künstlerisch und materiell der Gipfel des ganzen Volkes, wo die Interessen des Staates und der fürstlichen Person meist so unmerklich ineinanderfliessen; diese Menge von Menschen, alle fein gebildet und reich geschmückt . . . dieses wohlüberlegte, fest durchgebildete Zeremoniell.«

Unser Historiker hat nicht umsonst jahrzehntelang auf dem ersten volkswirtschaftlichen Katheder des hellen Sachsen gewirkt: Er hat die *Schwielenhauttheorie* des Muckers H. Leo in einem wesentlichen Stück überwunden. Roscher schreibt auf Seite 568 seiner *Politik*: »Er [Leo] redet davon, dass sich ganz unvermeidlich sehr vieles Elend auf Erden finde, vorzugsweise für die niederen Klassen und in grossen Städten. Gewiss! Nun habe zum Glück die Macht der Gewohnheit alle diejenigen, welche fortwährend durch jenes Elend berührt werden, mit einer heilsamen *Schwielenhaut* versehen, wodurch sie eine Menge von Dingen, die uns anderen unerträglich sind, leicht ertragen. Auch wahr! Diese Schwielenhaut ihnen abzuziehen, sei die ärgste Grausamkeit. Hier liegt der Irrtum.« Auch wahr! Die Überwindung dieses »Irrtums« ist eine erstaunliche Leistung für einen sächsischen Professor. Obwohl sich die Ausführungen Roschers über den modernen Sozialismus durch ein ungewöhnliches Mass von Verständ-

nislosigkeit für die Theorien eines Marx auszeichnen, so hat doch die gewaltige Ausdehnung der staatlichen und kommunalen Tätigkeit unserer Zeit dem alten Professor die Überzeugung direkt aufgedrängt, dass »wir der nationalen Gütergemeinschaft näher gerückt sind als man sich vor hundert Jahren hat träumen lassen.« Und mit argen Herzbeklemmungen hält er es — »leider« — für denkbar, dass uns »die Zukunft noch bedeutende Annäherungen an die Pläne des heutigen Sozialismus bringen möchte«. Das ist wohl das wertvollste Resultat der Roscherschen politischen Studien.

× **Kurze Chronik** Am 12. Februar feierte die fortschrittlich denkende Kulturwelt den 100. Geburtstag Charles Darwins. Für die Sozialgeschichte ist der englische grosse Naturforscher ebenfalls eine geistig überragende, die Wissenschaft vorwärtsschiebende Persönlichkeit gewesen. Der Begründer der materialistischen Geschichtsauffassung hat sich stets geistig verwandt mit Darwin gefühlt. Den Entwicklungsgedanken, dem Darwin in der Tier- und Pflanzenwelt so glänzend zu seinem Recht verhalf, hat Marx für das grosse Gebiet der Sozialgeschichte fruchtbar gemacht. Darwin schuf eine Geschichte der natürlichen Organe der Tier- und Pflanzenwelt, Karl Marx baute die Grundlagen für eine Geschichte der künstlichen Organe der sozialen Welt, der technischen Produktionsorgane, der Arbeitsmittel auf. Marx führt einmal in seinem *Kapital* aus: »Darwin hat das Interesse auf die Geschichte der natürlichen Technologie gelenkt, das heisst auf die Bildung der Pflanzen- und Tierorgane als Produktionsinstrumente für das Leben der Pflanzen und Tiere. Verdient die Bildungsgeschichte der produktiven Organe der Gesellschaftsmenschen, der materiellen Basis jeder besonderen Gesellschaftsorganisation, nicht gleiche Aufmerksamkeit?« Und Marx lenkte nicht nur die Aufmerksamkeit auf dieses unerforschte historische Gebiet, er schrieb selbst einige bedeutende Kapitel zu dieser Geschichte, zu der Geschichte der Entwicklung der produktiven Organe der Menschheit. Nach Marx hat die Darwinsche Entwicklungstheorie bestimmend auf eine ganze Reihe von Geschichtsphilosophen eingewirkt. Unter dem Einfluss Darwins schrieb Leopold Jacoby seine *Idee der Entwicklung*, eine sozialphilosophische Darstellung der

Menschheitsgeschichte. In der sozialgeschichtlichen Arbeit Bebels *Die Frau und der Sozialismus* pulsiert stark der Darwinische Entwicklungsgedanke. Der Darwinismus hat in der sozialistischen Literatur eine Hochflut kulturhistorisch bemerkenswerter Aufsätze ins Leben gerufen.

×
Literatur

× *Bismarck und Ihering* nennen sich die Aufzeichnungen und Briefe, die Heinrich von Poschinger herausgegeben hat /Berlin, Paetel/. Die Aufzeichnungen R. von Iherings über Bismarck offenbaren uns keine neue Seite in dem Wesen des Altreichskanzlers. Über das Gedächtnis Bismarcks prägt Ihering das bezeichnende Wort: »Seinem Geiste bleibt alles, was er erfahren, gelesen, gedacht hat, gegenwärtig; aber nicht, weil es von selbst haften bliebe, sondern weil es es behalten will: sein Gedächtnis ist seine Willenskraft.« Im allgemeinen bringt Ihering nur den Bismarck im Bürgerrock mit dem vollen Humpen und der grossen Tabakspfeife heraus. In dem Heroenkultus Iherings erscheint Bismarck nicht grösser, der geistvolle Jurist Ihering aber bedeutend kleiner als er war. × Als eine Art Ehrenrettung der Byzantiner stellen sich Dr. Karl Dieterichs *Byzantinische Charakterköpfe* in der Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* /Leipzig, Teubner/ dar. Die weltgeschichtliche Bedeutung Byzanz' hebt sich aus dem Werkchen plastisch heraus. Eine glänzende Reihe byzantinischer Herrscher- und Gelehrtenpersönlichkeiten zwingt uns die Byzantiner anders als nur entartete Nachkommen der Griechen und Römer zu werten. Das syrische, armenische, slawische und kleinasiatische Wesen überwuchert in den Byzantinern stark das altrömisch-hellenische Wesen. Unter einem Syrer, unter Leo III., tritt die byzantinische Geschichte gar in eine Periode genialer Kraftmensen und rauher Kriegshelden ein, in der ein bodenständiges byzantinisches Heldenepos entsteht. × In den *Bildern aus dem religiösen und sittlichen Volksleben Süditaliens*, die Th. Trede mit leuchtenden Farben gemalt hat /Gotha, Perthes/ überrascht die augenfällige Verwandtschaft des miraculösen Christentums mit dem wundergläubigen Heidentum. Die Götter und Göttinnen scheinen in Süditalien nur ihre Namen gewechselt zu haben. Noch thronen — allerdings in anderer Gestalt — die Hausgötter in den

Wohnstätten Neapels und Capris, heilige Zauberer treiben ihr wunderbar wunderliches Wesen, und Gelübde wie in den Tagen des Römertums steigen gen Himmel. × Ganz amüsant plaudert Dr. Konrad Küster in seinen *Kriegserinnerungen von 1866 und 1870-1871* /Berlin, Harrwitz/ über seine Kriegserlebnisse. Bei seinen allgemeinen Betrachtungen entgleist er jedoch häufig. Was nützen uns so allgemeine windschiefe Urteile über das französische Volk wie dieses: »Das französische Volk ist im allgemeinen gutmütig und freundlich, aber in hohem Grade unselbständig.« Über das führende Kulturvolk der Franzosen urteilt der Preusse Küster schulmeisterlich folgendermassen: »Ich habe immer das Gefühl in Frankreich gehabt, als ob die Bevölkerung zu einem bedeutenden Volke erzogen werden könnte.« × Die bevölkerungsstatistische Untersuchung Dr. Curt Kobs über *Westmasuren* /Berlin, Trunkel/ beleuchtet einen dünnbevölkerten Teil des Deutschen Reiches, der durch eine grosse Abwanderung gekennzeichnet ist. So wanderten in der Zeit von 1875 bis 1900 in dem Kreis Ortelsburg 16,9% der Bevölkerung ab. × Ein Zahlengerippe aus der Geschichte Bulgariens, Serbiens, Rumäniens, Montenegros und Griechenlands ist die *Geschichte der christlichen Balkanstaaten* Dr. K. Rocks /Leipzig, Göschen/. In diesem Gewirr der äusseren Staatsbegebenheiten tritt die sozialkulturelle Entwicklungsgeschichte der Südslawen völlig zurück. × Eine anschauliche und anregende Schilderung der wirtschaftlichen Entwicklungsstufen hat Heinrich Harpuder in seinem Werkchen *Entstehung und Entwicklung des Wirtschaftslebens* /München, Süddeutsche Volksbuchhandlung/ gegeben. Das Buch eignet sich in hohem Mass als Leitfaden für den volkswirtschaftlichen Unterricht der Arbeiterbildungsvereine. × In seinem Werkchen *Die anormalen Männer- und Frauengestalten in den Memoiren der Markgräfin von Bayreuth* /Berlin, Bardsdorf/ behandelt Hans Freimark ein Stück der Geschichte der Höfe im 18. Jahrhundert. × Einen kurzen Abriss der politischen Bestrebungen der deutschen Studentenwelt gibt Dr. Arthur Blaustein in seinem Schriftchen *Der Student in der politischen Entwicklung Deutschlands seit den Freiheitskriegen* /München, Nationalverein/. In der Geschichte dieser Bestrebungen wird auch kurz des sozialistischen *Mohrenklubs*, der Protestbewe-

gung der Studenten gegen die Massregelung Eugen Dührings und der Propaganda des *Sozialistischen Studenten* und des *Sozialistischen Akademikers* gedacht.

KUNST

Musik / Hugo Leichtentritt

Orchesterkonzerte Von den vielen neuen Werken, die seit dem 1. Januar in Berlin aufgeführt worden sind, seien diejenigen hier angeführt, die ich selbst habe hören können.

Oskar Fried, der in sehr löblicher Weise seit Jahren für das Neue eintritt, brachte im letzten Konzert der *Gesellschaft der Musikfreunde* als umfangreichste Novität eine Symphonie des jungen Moskauer Wladimir Metzl, ein Werk, das wohl Talent, aber auch die völlige Abhängigkeit Metzls von Wagner, Tschaikowskij und anderen Meistern zeigt. Reizvolle Einfälle persönlichen Gepräges könnten, hier und da verneut, mit einer solchen Abhängigkeit einigermaßen auslösen. Allein auch an derartigen Einfällen fehlt es ganz; dazu kommt ein mangelhaftes Konstruktionsvermögen, so dass eigentlich nur ein gut klingendes Orchester übrig bleibt.

Des jungen Schweizers Volkmar Andrae *Symphonische Phantasie* ist ein überschwängliches Stück Musik im Fahrwasser der Richard Strausschen Weise, voll von leidenschaftlichem Gewoge, in der orchestralen Technik sehr gewandt, aber in Empfindung und Ausdrucksweise noch ganz unausgegoren.

Ein reifes Werk ist Siegmund von Hauseggers *Totenmarsch* für Männerchor mit Orchester, zu einem Gedicht von Martin Boelitz, in der Tat eine der besten Kompositionen Hauseggers. Das ergreifend herbe Stück wird leider durch einen Ausklang abgeschwächt, der dem Vorangehenden an Bedeutsamkeit nicht gleichkommt. Nichtsdestoweniger gehört es zu dem Gehaltvollsten, das die neuere Literatur für Männerchor aufzuweisen hat. Hausegger hatte vor Jahren als ganz junger Mensch mit seiner *Barbarossasymphonie* in ganz Deutschland einen Aufsehen erregenden Erfolg; doch ist dies Werk gegenwärtig so gut wie ganz vergessen, und auch sonst hat man von Hausegger, auf den einst die grössten Hoffnungen gesetzt wurden, wenig gehört. Der *Totenmarsch* hat seinen Namen nun wieder in Erinnerung gebracht.

An dem selben Abend wurde Oskar

Frieds *Erntelied*, ein Männerchor mit Orchester, zu Dehmels Gedicht zu Gehör gebracht. An machtvoller Wirkung gehört dieses kurze Stück zu dem Packendsten, was man sich denken kann: Man hat das Bild einer riesigen Masse, die alles vor sich herfegt und zermalmt. Die Musik schlägt mit Keulen drein. Die Konzeption dieses seltsamen Stücks hat etwas Geniales, die Art und Weise jedoch, wie darin das Wesentliche auf materielle Wirkung gestellt ist lässt den künstlerischen Wert der Komposition doch wieder etwas problematisch erscheinen.

× **Dukas** Eine Klaviersonate Paul Dukas' wurde zum erstenmal in Berlin gespielt, Dukas gehört zu den Führern der jungfranzösischen Schule. Er ist einer der feinsten zeitgenössischen Musiker, ein charaktervoller Künstler, der unbeirrt seinen Weg geht. Bisher kannte man von ihm hier nur ein sprühendes Orchesterschermo *Der Zauberlehrling*, das die Goethesche Ballade mit geradezu entzückender Tonmalerei in Musik übersetzt, und die geistreichen Klaviervariationen über ein Thema von Rameau. Die Klaviersonate hat neben diesen Werken einen schweren Stand. Sie ist sehr lang und verwickelt, wenig sinnfällig und dazu nicht eigentlich Klaviermusik sondern eine aufs Klavier übertragene Symphonie. Im einzelnen enthält sie erlesene Schönheiten, freilich von der Art, für die man das Auge sich erst muss öffnen lassen. Grösste Vornehmheit ist das Signum der Dukasschen Musik. Sie wendet sich eigentlich nur an den Kenner, weiss diesen aber stark zu fesseln.

× **Lieder** Einige Liederkomponisten seien noch genannt. Der ausgezeichnete Pianist Rudolf Ganz stellte sich mit einer ganzen Reihe von lyrischen Gesängen zum erstenmal als Komponist vor. Er baut mit Glück auf dem Grunde weiter, der durch Hugo Wolf und Richard Strauss vor allen der neueren musikalischen Lyrik als festes Besitztum einverleibt worden ist. Ähnliche Tendenzen verfolgt Alexander Schwarz, unter dessen Gesängen sich sehr feine Gebilde von ausgesprochen persönlichem Gepräge finden. Den beiden genannten Künstlern gegenüber schwankt Richard Rössler als Liedkomponist noch ziemlich haltlos hin und her; von Hause aus wur-

zelt er im Konservativen, Akademischen, kann aber doch den Lockungen von links nicht ganz widerstehen. Das ergibt eine Stilnuance von etwas verschwommener Prägung.

× **Berneker** Ein Bernekerkonzert, das letzthin stattfand, sollte für den Zeit seines Lebens nie recht anerkannten Constanz Berneker Propaganda machen. In den letzten Jahren sind hier schon einige Versuche nach dieser Richtung hin gemacht worden, alle ohne rechten Erfolg, und auch diesmal gelang es nicht Berneker auf dem ihm eigensten Gebiete, der Kirchenmusik, als eine starke Persönlichkeit erscheinen zu lassen. Zwar ist er ein Meister der Satzkunst, ein Musiker, der die Mittel seiner Kunst wohl beherrscht, doch wurzelt seine Inspiration zu kennlich in allbekanntem Vorbildern, Mendelssohn, Schumann, Brahms, Wagner, so dass seine gesamte Musik den Eindruck macht, als käme sie aus zweiter Hand. Berneker ist einer der wenigen Ostpreussen, die sich in der Musik ausgezeichnet haben. Er wirkte lange Jahre hindurch als tonangebende musikalische Persönlichkeit in Königsberg.

× **Kurze Chronik** Der 100. Geburtstag Felix Mendelssohn - Bartholdys wurde allerorten durch Aufführungen von Werken des Meisters festlich begangen. × Die erste Aufführung von Richard Strauss' Musikdrama *Elektra* (zu Hugo von Hofmannsthal's Dichtung) am Dresdener Hoftheater gestaltete sich, ähnlich der *Salomestrenie* zu einem sensationellen Kunstereignis. × In Dessau wurde am 1. März Otto Taubmanns Chordrama *Sängerweihe* aufgeführt. Obschon das Werk vor Jahren einmal in Elberfeld aufgeführt wurde, wirkte es in Dessau wie eine Novität. In diesem Chordrama wird der Versuch gemacht den antiken Chor für das moderne musikalische Drama nutzbar zu machen. Der Chor soll gleichsam die Empfindungen der Zuhörerschaft zum Ausdruck bringen: an Höhe- und Wendepunkten des Dramas singt er in kunstvollen Sätzen seine Reflexionen über die Geschehnisse. Er ist im Rücken des Publikums gegenüber der Bühne aufgestellt. Das allgemeine Urteil war dem schwülstigen allegorischen Text Christian von Ehrenfels' ungünstig, dagegen machte Taubmanns Musik einen ungewöhnlich starken Ein-

druck. Taubmann lebt als Musikkritiker in Berlin. Er hat schon früher durch ausgezeichnete Chorwerke seine ausserordentliche kompositorische Begabung erwiesen. × Am 15. Januar starb in Südfrankreich der französische Komponist Ernest Reyer im Alter von 85 Jahren. Er war in Deutschland wenig bekannt. In Frankreich stehen seine Opern noch jetzt ständig auf dem Spielplan der Opernbühnen. Seine Hauptwerke sind *Sigurd* und *Salambo*. × Auch Wilmersdorf hat jetzt seine volkstümlichen Konzerte. Unter der Leitung von Frau Gertrud Steiner-Rothstein hat das erste Konzert am 4. Februar stattgefunden.

× **Literatur** Die Reclamsche Universalbibliothek (Leipzig: Reclam) übersendet eine grosse Zahl ihrer *Musikerbiographien*. Diese kleinen Bändchen können warm empfohlen werden. Für 20 Pf. erhält man eine zuverlässige, ziemlich eingehende, zumeist gut geschriebene Biographie irgend eines der grossen Meister. Die letzterschienenen Bändchen sind: *Carl Loewe* (Verfasser Maximilian Runze), *Peter Cornelius* (Dr. E. Istel), *Hugo Wolf* (Dr. Eugen Schmitz), *Brahms* (R. von Perger), *Berlioz* (B. Schrader). Den Grundstock der Sammlung bilden die Arbeiten Ludwig Nohls *Mozart*, *Beethoven*, *Haydn*, *Liszt*, *Wagner*, *Weber*, *Spohr*. Später folgten Göllicherich (*Liszt*, 2. Teil), Welti (*Gluck*), Hermann Wittmann (*Lortzing*), Dr. A. Kohut (*Meyerbeer*, *Rossini*, *Auber*); Richard Batka (*Schumann*, *J. S. Bach*), R. Freiherr Prochazka (*Robert Franz*), Dr. M. E. Wittmann (*Cherubini*, *Marschner*), A. Niggli (*Schubert*), Bruno Schrader (*Händel*, *Mendelssohn*), Paul Voss (*Georges Bizet*, *Vincenzo Bellini*). Es liegt in der Natur der Sache, dass in einer derartigen Sammlung nicht alle Beiträge von gleichem Wert sein können. Indes kann gesagt werden, dass jede der Biographien zum mindesten gut brauchbar ist, einige davon sind vorzügliche Arbeiten. × *Das Geheimnis des vollendeten Klavierspiels* behandelt Paul Zillmann nach den Lehren von Frederic Horace Clark in seiner *Lisstoffenbahnung* (Berlin, Zillmann). Um den Sinn dieser ziemlich verworrenen Phantasieen zu verstehen, muss man wohl eher ein Metaphysiker sein als ein Musiker. Jedenfalls ist es kaum möglich aus dieser Broschüre zu ersehen, worin denn eigent-

lich die *Lisztstoffenbarung* des Meisters Clark besteht. Mit schwülstigen Redensarten von der »Sonnenberührung Liszts« von der »Wirbelproportionierung seiner Harmonieen«, von der »Spiralensurationsstheorie« und dergleichen ist für den Mangel an Klarheit kein Ersatz geboten. X In der Sammlung *Moderne Musiker* /Berlin, *Harmonie!* hat Theodor Schäfer eine Biographie J. L. Nicodés veröffentlicht, jenes Dresdener Musikers, dessen Name viel genannt wurde, als Oskar Fried vor 1½ Jahren seine grosse *Gloriasymphonie* in Berlin aufführte (siehe auch diese Rundschau in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1908, 1. Band, pag. 69). X Unter dem Titel einer *Musikgeschichte der Stadt Berlin bis zum Jahre 1800* /Berlin, Paeitel/ veröffentlicht Dr. Curt Sachs eine Arbeit, die diese Bezeichnung kaum rechtfertigt. Sie beschäftigt sich nur mit den Stadtpfeifern, Kantoren und Organisten an den Kirchen städtischen Patronats, lässt also Oper, Orchester, Kammermusik, Sänger, Instrumentalvirtuosos, das öffentliche Konzertwesen fast ganz bei Seite, und doch wäre der hier ausser acht gelassene Teil wohl der bedeutsamere gewesen. Innerhalb seiner Grenzen jedoch ist das Buch eine recht tüchtige Leistung. Seinen Stoff entnimmt es hauptsächlich den Akten des Magistratsarchivs. Die Art der Behandlung ist eigentlich mehr die eines Historikers schlechthin als die eines Musikers. Alles in allem handelt es sich mehr um biographische und kulturgeschichtliche als eigentlich musikgeschichtliche Studien, insofern wir von der Musik selbst sehr wenig erfahren, und auch die Einordnung der musikalischen Betätigung Berlins in den Rahmen der damaligen Musikpflege fehlt. Aller dieser Abstriche ungeachtet kann das Buch jedoch allen Liebhabern Alt-Berlins empfohlen werden als ein kulturgeschichtliches Dokument der öffentlichen Kunstpflege in Kirche, Schule und bei festlichen Anlässen. Es ist gut geschrieben, reich an unterhaltsamen Einzelheiten, die auf das eigentlich immer etwas Nüchterne, Kleinbürgerliche der Berliner Kunstbestrebungen manch einen Blick werfen lassen.

KULTUR

Technik / Heinrich Lux

Maschinen In den Kindheitsjahren der Technik, wo die reine Handarbeit vorherrschte, kam es auf äusserste Genauigkeit beim

Messen und beim Reproduzieren vorgeschriebener Masse nicht besonders an. Die Abmessungen der einzelnen Maschinenteile mussten ungefähr stimmen, was nicht genau passte, wurde beim Zusammenbau der Maschine durch Nachbearbeitung passend gemacht. Der Monteur spielte deshalb im Maschinenbau eine ungleich wichtigere Rolle als heute. Von seiner Geschicklichkeit hing das richtige Funktionieren einer Maschine mitunter mehr ab als von den Kenntnissen des entwerfenden Ingenieurs. Jede Maschine war deshalb auch ein Individuum für sich. Solange die einzelnen Maschinen immer nur auf Bestellung gearbeitet wurden, traten die Nachteile dieser Arbeitsmethode zunächst nur im Preise hervor. Die wirkliche Kalamität begann, wenn ein defekt gewordener Maschinenteil ersetzt werden musste. In vielen Fällen blieb nichts anderes übrig als die ganze Maschine zur Reparatur in die Fabrik zu senden, gleichgültig, ob es sich um eine Lokomotive oder eine Messerputzmaschine handelte. Diese Verhältnisse änderten sich mit einem Schlage, als die Maschine selbst zu einem Massenkonsumartikel wurde.

Am Anfang der neuen und eigenartigen Entwicklung der Technik stand die Nähmaschine. Sie konnte nur dann ein lukrativer Handelsartikel werden, wenn sie in grossen Massen erzeugt und abgesetzt wurde. Die hundert einzelnen Bestandteile der Nähmaschine mussten deshalb selbst in grossen Massen und schablonenmässig hergestellt werden, so dass sie beliebig gegen einander ausgetauscht werden konnten, ohne dass ein Nacharbeiten erforderlich wurde. Dadurch, dass die Nähmaschine von vornherein unter Zugrundelegung dieser Fabrikationsmethode erzeugt wurde, konnte sie zu einem verhältnismässig niedrigen Preise angeboten werden, und dadurch wurde sie erst zum Gebrauchsgegenstande in jedem Haushalt. In der Folgezeit wurden die bei der Fabrikation der Nähmaschine gewonnenen Erfahrungen — zunächst, wie bei der Fabrikation der Nähmaschine, in Amerika — auch auf die Herstellung anderer Maschinen übertragen. Die Schreibmaschinen, landwirtschaftlichen Maschinen, Pumpen, Fahrräder etc. kamen an die Reihe; dann folgte die Dampfmaschine und schliesslich die Dynamomaschine und der Elektromotor. Den individuellen Launen, aber auch Sonderbedürfnissen des Käufers konnte

freilich von den in der Massenfabrikation hergestellten Maschinen keine Rechnung getragen werden; es standen immer nur Typen zur Auswahl. Dafür aber waren diese typischen Maschinen billig und, wenn an einer Maschine etwas zerbrach, konnte man jederzeit einen passenden Ersatzteil erhalten. Das ist der Grund, weshalb amerikanische Nähmaschinen, Schreibmaschinen, Fahrräder, Haushaltsmaschinen, Werkzeugmaschinen und Werkzeuge lange Zeit den Weltmarkt beherrschten und fast konkurrenzlos dastanden. Erst sehr allmählich hat sich diese amerikanische Fabrikationsmethode auf den Kontinent Eingang zu schaffen vermocht.

In Deutschland war es bezeichnenderweise die Waffenfabrikation, in der zuerst die Schablonenarbeit die individuelle Herstellungsweise verdrängte. Heute ist aber auch bei uns die Massenfabrikation vorherrschend geworden.

Diese technische Entwicklung konnte sich natürlich nicht von heute zu morgen vollziehen, denn erst mussten die für die Massenfabrikation erforderlichen Präzisionswerkzeugmaschinen und Fabrikationseinrichtungen vorhanden sein, und dann musste der erforderliche Arbeiterstamm herangebildet werden, der den neuen Wegen der Technik mit voller Erkenntnis des Ziels zu folgen vermochte.

An dem passiven Widerstand der Arbeiterschaft hat die Einführung der Massenfabrikation in Deutschland am meisten zu laborieren gehabt. Der Arbeiter musste in vielen Beziehungen erst vollständig umlernen, ehe er für die neue Fabrikationsmethode brauchbar wurde. Er musste sich seine Arbeit wesentlich anders einteilen, und er musste vor allem seine Aufmerksamkeit in eine ganz andere Richtung hinlenken als früher. Man betrachte beispielsweise eine amerikanische Dampfmaschine aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit einer deutschen aus der gleichen Zeit. Die deutsche Maschine macht äusserlich betrachtet einen wesentlich besseren Eindruck als die amerikanische. Die gegossenen Ständer der deutschen Maschine sind sauber bearbeitet, nicht nur die Kolbenstangen sondern alles Gestänge überhaupt ist sorgfältig geschliffen. Bei der amerikanischen Maschine dagegen sind nur diejenigen Teile, die für das Funktionieren der Maschine von Bedeutung sind, bearbeitet, alles andere ist dagegen mit Absicht roh gelassen. Dafür passte aber auch eine tele-

graphisch bestellte und umgehend gelieferte Reservekolbenstange haargenau in die Stopfbuchse und stimmte hinsichtlich der Länge bis auf $\frac{1}{1000}$ mm mit der alten überein, während für die deutsche Maschine eine neue Kolbenstange erst angefertigt werden und dann an Ort und Stelle eingeschliffen und auf die richtige Länge abgestimmt werden musste; dafür war sie aber an dem Kreuzkopfende sicher tadellos poliert, während die amerikanische Reservestange womöglich an dieser Stelle nicht die Spur einer Bearbeitung aufwies. Der Deutsche hatte eben seine Aufmerksamkeit auf die äusserliche Sauberkeit, der Amerikaner dagegen auf exakte Dimensionierung gelenkt, und in seinem Lager befanden sich ausserdem noch Dutzende identisch gleicher Kolbenstangen für den selben Maschinentyp.

Die Massenfabrikation ist undenkbar, wenn nicht die schablonenmässig hergestellten Einzelteile in ihren wesentlichen Abmessungen bis auf Bruchteile eines Millimeters mit einander übereinstimmen. Erst dadurch werden sie gegen einander auswechselbar, und nur dann vollzieht sich das Zusammensetzen mühelos und kann ohne Nacharbeit und langwieriges Ausprobieren ausgeführt werden. Das Messen spielt also bei der Massenproduktion eine ebenso wichtige Rolle wie die mechanische Arbeit selbst. Es ist sogar noch bei weitem wichtiger. Diese Erkenntnis war aber dem deutschen Arbeiter nur sehr schwer beizubringen. Es sollen beispielsweise auf einer Revolverdrehbank Schraubenmutter hergestellt werden, alle mit dem gleichen Gewinde. Die Hauptarbeit fällt hier dem Gewindebohrer zu. Wird das gleiche Gewinde immer mit dem selben Gewindebohrer geschnitten, so sollte, müsste man meinen, die erste Mutter genau so passen, wie die tausendste oder hunderttausendste. Aber weit gefehlt. Die erste Mutter passt sicher ganz genau, die fünfhundertste dagegen ist zu weit, die tausendste wieder zu eng. Im Laufe der Arbeit ist nämlich der Gewindebohrer warm geworden und hat infolgedessen einen etwas grösseren Durchmesser angenommen, im weiteren Verlauf der Arbeit hat er sich dann allmählich abgenutzt, so dass notwendig die Gewindetiefe sich etwas abgeflacht hat. Umgekehrt ist es mit den Schraubenbolzen. So kann es schliesslich kommen, dass der tausendste Gewindebolzen in die tausendste Mutter, obwohl beide theoretisch das

gleiche Gewinde haben, nicht mehr hineinpasst. Das sind unvermeidliche Mängel, die bei der Massenfabrikation eintreten müssen, da jedes Werkzeug dem Verschleiss ausgesetzt ist. Diese Mängel lassen sich nur dann vermeiden, wenn sowohl die Erzeugnisse der Massenfabrikation als auch die zu ihrer Herstellung dienenden Werkzeuge dauernd nachgemessen werden.

Ehe an die Massenfabrikation herangegangen werden kann, müssen deshalb Messwerkzeuge, die sogenannten *Kaliber* oder *Lehren* vorhanden sein, die selbst wieder von Zeit zu Zeit mit Urmassen verglichen werden müssen, da sich auch die Messwerkzeuge im Gebrauch abnutzen. Natürlich kommt es nicht darauf an die zu fabrizierenden Einzelteile einer Maschine in absolut identischen Abmessungen zu reproduzieren. Das liegt ausserhalb des Bereichs der Möglichkeit. Gewisse Fehlergrenzen müssen zugelassen sein. Aber alles, was die zulässige Fehlergrenze im positiven oder im negativen Sinn überschreitet, ist unbedingt als Ausschuss auszumerzen. Für diese Fehlergrenzen lassen sich natürlich keine bestimmten Regeln aufstellen, hier ist die Bestimmung des fabrizierten Gebrauchsgegenstandes massgebend. Bei der Erzeugung von Böden für Konservenhüchsen wird man toleranter sein können als bei der Fabrikation von Zahnrädern für Taschenuhren. Stellt man Meterstöcke für Zimmerleute her, so wird man sich mit einer Genauigkeit von 2 mm auf 1 m begnügen können, während bei der Herstellung von Massstäben für einen Physiker ein Fehler von $\frac{1}{100}$ mm auf 200 mm den Massstab schon unbrauchbar machen kann.

Freilich treten hier Schwierigkeiten auf, an die der Laie zumeist gar nicht denkt. In unseren modernen Dampfturbinen beträgt der Spielraum zwischen Laufrad und Leitrad nur Bruchteile eines Millimeters. Ist der Zwischenraum zu gross, so sinkt sofort der Nutzeffekt der Turbine, wird er zu klein, so kann die Ausdehnung infolge der Erwärmung durch den heissen Dampf bewirken, dass das Laufrad an dem Leitrad schleift und sich reibt. Beim Messen muss also von vornherein die Wärmeausdehnung mit berücksichtigt werden. Die hier sich einstellenden Schwierigkeiten sind so gross, dass lediglich hieran der Bau von Dampfturbinen vor etwa 20 Jahren noch gescheitert war. Auch die damals vorhandenen technischen Messwerkzeuge

reichten für die erforderliche Präzision der Arbeit nicht aus. Erst mit der Entwicklung des Maschinenbaus und den wachsenden Aufgaben der Massenherstellung steigerten sich die Ansprüche an die technischen Messwerkzeuge. Als vor einiger Zeit die Firma Ludwig Loewe daran ging ein neues Gewindesystem auszuarbeiten, das auf metrischem Mass und dem Winkel von 60° basiert ist, richtete sie hierzu ein eigenes Laboratorium ein, und die hier konstruierten *Lehren* repräsentieren einen Wert von mehr als 50 000 M.

×

Fenster

×

Unsere gewöhnlichen Fenster sind so unvollkommen wie nur irgend möglich. Sie bestehen in der Regel aus einem grösseren unteren und einem kleineren oberen Flügel. Die oberen Flügel lassen sich nur unter Zuhilfenahme einer Steigeleiter öffnen, falls nicht die Gardinen und Fensterdekorationen das Öffnen überhaupt unmöglich machen, und die unteren Flügel stehen, wenn sie geöffnet werden, mindestens einen halben Meter in das Zimmer hinein, so dass sie die freie Bewegung in der Nähe des Fensters vollständig behindern. Vor dem Öffnen der Fenster müssen aber notwendig erst alle Gegenstände vom Fensterbrett entfernt werden. Die Benutzung der Fensterbretter, die sonst bevorzugte Plätze für alle Gegenstände sein könnten, die gut beleuchtet sein müssen, die die zweckmässige Aufstellung von Zimmerblumen ermöglichen würden, wird also sehr behindert. Die bei uns üblichen Fenster ermöglichen aber auch nicht einmal eine rationelle Lüftung. Hierzu wäre es nötig, dass sowohl am oberen als auch am unteren Fensterende Öffnungen geschaffen würden, so dass die warme und verbrauchte Luft oben abziehen, die frische Luft aber unten eintreten könnte. Das in älteren Häusern vorhandene, nach aussen aufschlagende Fenster ist womöglich noch unpraktischer. Da es sich von aussen gegen den Rahmen legen muss, so ist es ständig der Durchnässung ausgesetzt, es quillt und hört bald auf zu schliessen. Bei der lächerlichen Furcht des Deutschen vor Zugluft ist das allein schon Grund genug gewesen das nach aussen aufschlagende Fenster auszumerzen.

Das einzig rationell gebaute Fenster ist das aus zwei Hälften bestehende Schiebefenster, von dem sich die obere Hälfte nach unten, die untere nach oben schie-

ben lässt. Derartige Fenster sind in England und Amerika fast allgemein, in Frankreich häufig in Gebrauch. Ihr einziger Nachteil besteht darin, dass sie in der Mitte nicht dicht genug schliessen. Dieser Mangel wird aber durch das Schiebefenster von Richard Biel in Itzehoe beseitigt, bei dem der untere Teil auch eine horizontale Bewegung gestattet, so dass er vermittelt Vorreiber dicht an den oberen Teil angepresst werden kann. Alle Bewegungen dieser Fenster vollziehen sich auf einer schmalen vertikalen Bahn von nicht mehr als 10 cm Tiefe, so dass das Fensterbrett voll ausgenutzt und auch Jalousieen innen angebracht werden können, das Elend mit verrotteten Jalousieschnüren hätte dann ein Ende. Es lässt sich bei diesem Fenster eine obere und eine untere Öffnung herstellen, ohne dass die Gardinen Gefahr laufen zerrissen zu werden.

× **Staubecken** Die Hochwasserkatastrophen, von denen grosse

Teile Deutschlands in diesem Winter betroffen worden sind, und die in noch viel grösserem Umfange, besonders in Schlesien, speziell in Breslau für diesen Frühling bevorstehen, lenken von neuem die Aufmerksamkeit auf die Staubecken, die im stände sind die Schneeschmelze und plötzliche und langdauernde Sommerniederschläge aufzunehmen. Da die Staubecken einen gewissen konstanten Mittelwasserstand gewährleisten, so ermöglichen sie neben der Sicherung des Flussgebiets noch die Ausnutzung der Wasserkraft ohne wesentliche Unterbrechung das ganze Jahr hindurch in gleichmässigem Umfang. Die meisten Staubecken weist zurzeit in Deutschland Schlesien auf, leider sind die vorhandenen Becken bisher weder zahlreich noch gross genug, um jede Hochwassergefahr zu beseitigen. Gegenwärtig sind in Schlesien folgende Staubecken vorhanden: Das südlichste liegt im Goldbach, einem Zufluss der aus dem Altvater kommenden Hotzenplotz. Das Einzugsgebiet des Bachs ist 50 qkm gross; seine grösste Abflussmenge beträgt 145 cbm per Sekunde, die das Staubecken auf 60 cbm pro Sekunde abschwächt. Die beiden nächsten Staubecken liegen im Gebiet der Glatzer Neisse. Sie nehmen die Wasser des Wölfel und der Mohre auf. Die langgestreckten Siedelungen in der Grafschaft Glatz verbieten leider die Anlage von weiteren Staubecken, die wegen der

hier niedergehenden grossen Regenmengen besonders wünschenswert wären. Besonders zahlreich sind Staubecken im Bobergebiet. Die oberste Anlage ist die im Quellbober bei Buchwald mit über 2 000 000 cbm Inhalt und einer 230 m langen Talsperre. Ferner ist der Zider bei Grüssau durch ein Doppelbecken abgesperrt, das im stände ist den Grössstzufluss des 94 qkm grossen Einzugsgebietes von 116 cbm per Sekunde auf ein Drittel zu vermindern. Die weitere Anlage bei Zillertal für die Lomnitz wird über 3 000 000 cbm fassen. In der Umgegend von Warmbrunn sind 2 Becken errichtet, von denen das eine mit 6 000 000 cbm Inhalt den Zacken, das zweite mit 4 000 000 cbm Inhalt das Heidewasser aufnimmt. Alle diese Hochwasserbecken dienen lediglich dem Hochwasserschutz, viel weiter gehend ist die Bedeutung der untersten, augenblicklich im Bau befindlichen Stauanlage im Bober bei Mauer. Dort wird künftig das ganze Schadenwasser des Bobers mit 50 000 000 cbm Inhalt abgefangen werden können, so dass Bunzlau, Sprottau, Sagan usw. vor Überschwemmungen gesichert sein dürften. Gleichzeitig aber sollen die aufgestauten Wassermengen dort technisch nutzbar gemacht werden. Selbst bei geringster Füllung werden 2000 PS verfügbar sein, während sich innerhalb des grössten Teils des Jahres die Durchschnittsleistung auf zirka 8000 PS leziffert. Die Schutzwirkungen dieses Beckens werden sich bis auf das Oderbruch erstrecken, und gleichzeitig wird es als ergiebige Kraftquelle für die Stadt Hirschberg dienen. Die Kosten für dieses Becken beziffern sich allerdings auf 8 000 000 M.

Neben diesen Becken im Bobergebiet kommen noch die Staubecken im Queisgebiet in betracht, nämlich die Stauanlage bei Marklissa mit 15 000 000 cbm Fassungsraum, von der ausserdem noch dauernd 700 PS durch Turbinen nutzbar gemacht werden, und das Staubecken bei Friedeberg, das 3 500 000 cbm fasst. Die 180 cbm per Sekunde betragende Hochwassermenge des 63 qkm grossen Gebiets wird hier auf ein Drittel ermässigt.

× **Automobil** Bei der heutigen Entwicklung des Automobilismus ist es nicht unbillig auch des Erfinders des modernen Automobils zu gedenken. Die Versuche ein Automobil durch Gasmaschinen zu betreiben reichen bis in das Jahr 1836 zurück.

Damals entwarf nämlich Brackenburg einen Motor und ein Fahrzeug, das durch Wasserstoffgas bewegt werden sollte. Doch weder er noch seine Nachfolger hatten mit ihrer Konstruktion irgend welche Erfolge aufzuweisen. Im Jahre 1864 setzte sodann der in Wien lebende Mechaniker Siegfried Markus aus Malchin (Mecklenburg) einen mit Magnetzündung versehenen Petroleummotor auf Räder und verband die Räder mit dem Motor; da aber die ausrückbare Kuppelung zwischen Motor und Rädern fehlte, so entsprach auch dieser Versuch nicht den Erwartungen. Erst im Jahre 1875 war die Markussche Konstruktion so weit gediehen, dass der Erfinder Probefahrten anstellen konnte. Das Geräusch der Räder war jedoch so stark, dass die Polizei alle weiteren Versuche inhibierte. Wenn nun auch der Markussche Wagen nicht zum Ausgang der weiteren Entwicklung des Automobils geworden ist, so gebührt seinem Schöpfer doch der Ruhm das erste an sich durchaus brauchbare Automobil konstruiert zu haben.

× **Nebelbekämpfung** Der berüchtigte Londoner Nebel stellt für diese Weltstadt den denkbar gefährlichsten Feind dar. Abgesehen von den persönlichen Belästigungen, vernichtet er Millionen an Werten durch die Lahmlegung des Verkehrs. Die englischen Kaminfeuer mit ihrer unvermeidlich starken Rauchentwicklung sind die eigentliche Ursache der intensiven Nebelbildung. Diese Ursache ist längst erkannt worden. Ebenso weiss jeder Engländer, dass man an einem Kaminfeuer zwar auf der einen Körperseite geröstet, aber nie vollständig durchwärmt werden kann. Trotzdem ist dieser unrationellsten aller Heizmethoden nicht beizukommen, dafür aber werden hohe Prämien auf Palliativmittelchen zur Bekämpfung des Nebels ausgesetzt. Neuerdings hat sich nun in London eine Studiengesellschaft gebildet, die den Nebeln mittels Elektrizität zu Leibe gehen will. Es ist bekannt, dass bei der Entladung statischer Elektrizität die in der Luft suspendierten festen Körper zusammengeballt und niedergeschlagen werden. Man will nun das, was im Sommer ein Gewitter bewirkt, durch Entladung gewaltiger Mengen statischer Elektrizität künstlich reproduzieren. Bei diesen elektrischen Entladungen würde sich der in der Luft suspendierte Russ niederschlagen, und damit würde die Nebelbildung aufgehoben werden. Die Stu-

diengesellschaft zur Beseitigung des Nebels will ihre Versuche zunächst bei den Londoner Untergrundbahnen anstellen. Wenn die Bahntunnels mit Hilfe von Entladungen statischer Elektrizität sichtbar gemacht werden könnten, würde für den Londoner Verkehr viel gewonnen sein.

× **Kurze Chronik** Der Verein deutscher Maschineningenieure hat ein Preisausschreiben veranstaltet, das eine Anlage zur Herstellung von Kalkstickstoff zum Gegenstand hat. × Die B. E. W. haben jetzt Münzelektrizitätszähler eingerichtet, die nach Art der Gasautomaten die Entnahme von Elektrizität gegen Einwurf eines Geldstücks gestatten. × Eine gigantische Blitzlichtaufnahme ist die der Tagung des republikanischen Kongresses in Chicago, eine Photographie, in der über 500 Gesichter in der grossen Menge nebst allen Details der weiten Halle klar zu erkennen sind. Zu ihrer Vorbereitung haben 6 Mann 24 Stunden lang gearbeitet. 45 Säcke mit Blitzpulver, die von der Decke herunterhängen, wurden gleichzeitig entzündet.

× **Literatur** In der wiederholt hier erwähnten Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* /Leipzig, Teubner/ sind wieder mehrere interessante Bändchen erschienen. So ein den deutschen Arbeitern gewidmetes Bändchen *Das Eisenhüttenwesen* von Professor Dr. H. Wedding. Es ist geradezu erstaunlich, welche Fülle von Wissen auf den 112 Seiten dieses Bändchens niedergelegt ist. Die Darstellung ist im besten Sinn gemeinverständlich und ausserordentlich interessant. Ein zweites Bändchen der selben Sammlung *Die Wasserkraftmaschinen und die Ausnutzung der Wasserkräfte* rührt von A. von Ihering her. Wer die Entwicklung der Elektrotechnik verfolgen will, muss unbedingt das Wesen der modernen Wasserkraftmaschinen kennen. Das vorliegende Bändchen wird ihm für dieses Studium einen willkommenen Leitfaden bieten. × Von der *Bibliothek der gesamten Technik* /Hannover, Jänecke/ sind das 90. und das 91. Bändchen erschienen. In dem einen bespricht R. Lots die Einrichtung von Fabriken, in dem andern wird das mechanische Rechnen des Ingenieurs (Rechenschieber, Rechenmaschine, Planimeter, Integrator, Integrator) von J. E. Mayer dargestellt.